Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Vier und vierzigster Band.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Dav. Weiß sc. Vienna.

Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Vierter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Friedrich der Streitbare.

Vierter Theil.

Die augenblickliche Gefahr, welche Melisendens Leben zu bedrohen schien, war, wie der gelehrte Italiener richtig erkannt hatte, vorüber; ihre Jugendkraft und seine Mittel hatten das Übel überwunden. Aber der Zustand, in welchen sie nun versank, mußte neue Besorgnisse erregen. Sie lag in dumpfem Hinbrüten, das einem schweren Schlummer glich, sie sprach kein Wort, sie wies jede Speise, jede Erhohlung zurück, und die Arzeneyen, welche Trivulzio ihr beynahe mit Gewalt einflößen ließ, und die er geschickt zu diesem Zwecke bereitet hatte, waren die einzige Nahrung, welche sie genoß. Doch durfte er sich ihrem Bette nicht nahen, denn wenn ihre Besinnung auf Augenblicke zurückkehrte, und der starre Blick des halbgebrochenen Auges den Doctor traf, sah man, wie Schauder und Entsetzen sie durchbebten, und sie sich von dem Gegenstande ihres Abscheues abwendete. Die Wirthinn, eine kluge Frau, die sammt ihren Töchtern der kran-

ken Dame mit liebevoller Sorgfalt pflegte, bemerkte dieß bald, und obgleich sie die Ursache dieser Abneigung nicht kannte, machte sie den Arzt aufmerksam darauf, indem sie ihn ersuchte, sich so viel wie möglich den Augen der Kranken zu entziehen. Das beleidigte den gelehrten Mann. Ohnehin riefen ihn, wie er sagte, seine Geschäfte und übrigen Kranken nach Wien zurück, Gefahr war hier keine, wenigstens keine augenblickliche, er ließ also der Wirthinn Vorschriften und einige seiner Arcana für alle möglichen Fälle zurück, dann befahl er sein Pferd zu satteln, und folgte am dritten Tage Wolfgern nach Wien.

Nach seiner Abreise schien sich die Kranke etwas mehr zu beruhigen; dennoch blieb ihr Zustand bedauernswürdig, und erfüllte die Hausleute und ihre Zofen, die man zu ihrer Pflege aus Starhemberg gehohlt hatte, mit Besorgnissen. Sie nahm fast keine Nahrung zu sich, sprach durchaus kein Wort, und hatte wohl nur selten ihr volles Bewußtseyn. In einem dieser Augenblicke, die allmählig öfter wiederkamen, wollte die Wirthinn sie mit der Nachricht erfreuen, daß schon zwey Mahl Bothen, von des Herzogs Durchlaucht gesendet, hier gewesen wären, um sich nach dem Befinden der Frau von Pottendorf

zu erkundigen. Bey Erwähnung dieser Bothschaften überflog plötzlich eine dunkle Röthe Melisendens bleiches Antlitz; aber es war nicht die Gluth der Freude, sondern des heftigsten Zornes. Ihre Augen funkelten, sie versuchte es, sich aufzurichten, sie stieß einen furchtbaren Ton aus, der Schrecken und Entsetzen ausdrückte, und sank dann in krampfhaften Zuckungen auf ihr Kissen zurück. Erschrocken sprangen ihr ihre Frauen bey, man wendete die Mittel an, welche der Arzt zurückgelassen, aber es verging lange Zeit, bis die heftige Erschütterung ausgebebt hatte, und wieder einige Ruhe und Besinnung bey der Kranken eintrat. Räthselhaft und unheimlich kam dieser Zustand der Wirthinn sowohl als den übrigen Personen, die um sie waren, vor, und obwohl sie sich den wahren Zusammenhang nicht zu erklären wußten, sah die Wirthinn doch bald ein, daß hier jede Erinnerung an den Herzog oder an die Personen seines Hofes vermieden werden mußte, und so wie sie damahls den Arzt zu entfernen für nöthig befunden, so nahm sie sich vor, jede Erwähnung dieser Art aufs strengste von der Kranken fern zu halten.

Die jugendliche Kraft erhob sich indeß langsam unter dem Drucke, den ein ungeheurer

Schmerz über sie ausübte. Die Zwischenräume der Besinnung traten öfter ein, und dauerten länger, das fast gebrochene Auge bekam seinen natürlichen Glanz wieder, die krampfhafte Verzerrung wich aus den schönen Zügen. Aber eine tödtliche Blässe, ein Ausdruck wilder Verzweiflung blieb darin, und kein Laut ging über die strenge verschlossenen Lippen, so daß die Wirthinn auf die Vermuthung gerieth, ein plötzlicher Schrecken, der diese Frau in den traurigen Zustand gestürzt, in welchen man sie in die Herberge gebracht, habe ihr auch die Sprache geraubt, und dieser Gedanke erfüllte sie mit dem innigsten Mitleid.

Ein paar Tage gingen auf diese Art vorüber, da richtete sich Melisende plötzlich im Bette auf, blickte starr, verwundert um sich, und man sah, daß sie erst in diesem Augenblicke deutlich erkannte, wo sie war, und was mit ihr vorgegangen. Jammernd rang sie die Hände, und ein Thränenstrom, der aus ihren Augen stürzte, lösete das pressende Band, welches die Verzweiflung um ihren Geist gelegt hatte. Sie weinte und schluchzte laut, warf sich auf ihre Kissen zurück, und zeigte unverhohlen einen tiefen Schmerz. Als sie sich ausgeweint hatte, gab sie durch Zeichen

zu verstehen, daß sie aufstehen und gekleidet werden wolle. Man brachte ihr das Gewand, das sie getragen, als sie hierher kam; es war ein bunter prächtiger Seidenstoff, von einem goldenen Gürtel gehalten. Sie stieß es mit Abscheu zurück, und ihre sehr verständlichen Zeichen belehrten die Zofen, daß Eine von ihnen nach Starhemberg eilen, und ihr Trauerkleider bringen sollte. Es geschah, und eher verließ sie ihr Lager nicht. Dann aber, in tiefes Schwarz gekleidet, das Haupt in einen schwarzen Schleyer gehüllt, wankte sie matt und zitternd, auf zwey Personen gestützt, zu dem dunkelsten Winkel der Stube, ließ sich dort in einen Lehnstuhl nieder, zog den Schleyer über die Augen, entfernte durch einen Wink die Bedienung, und blieb nun regungslos, in dem Stuhl zusammengesunken, ein Bild des tiefsten Jammers, mit ihren Gedanken allein.

Was konnten diese ihr biethen? Welche Bilder mußten sich jetzt vor ihr gestalten? Ihr ganzes Glück war zertrümmert, jede, auch die kleinste, Hoffnung zerstört. Die Zukunft lag wie eine öde weite Wildniß vor ihr, durch welche kein Pfad führte, und jeder Blick in die Vergangenheit traf auf ein verlornes Glück oder auf ein

verübtes Unrecht. Der, dem sie Alles aufgeopfert, hatte es vermocht, aller seiner Verpflichtungen zu vergessen, alle ihre Ansprüche zu zernichten, und alles, was sie für ihn erduldet, gewagt, gesündigt, für ein Schattenbild seines ehrgeitzigen Strebens hinzuwerfen! Wenn diese Betrachtungen sie aufs peinlichste aufgeregt hatten, dann erhob sich das Unrecht, das sie an ihrem Gemahl verübt, in Riesengröße vor ihr. Alle seine Tugenden, alle Liebe, die er ihr bewiesen, tausend kleine Vorfälle, wo sein edles Gemüth sich in seiner Schönheit gezeigt, stiegen wie Geister aus dem Dunkel des Grabes empor, und schärften bis zur Verzweiflung das Gefühl ihrer Schuld. So zwischen Wehmuth und Zorn, zwischen Zerknirschung und Rachegefühl herumgeworfen, war ihre Seele der Schauplatz und die Beute der gewaltsamsten und widersprechendsten Empfindungen, und oft schien es ihr in solchen Augenblicken der höchsten Anspannung, als müßten nun die Bande zerreißen, welche ihren Geist an sein Bewußtseyn fesselten, und Wahnsinn oder Raserey sich ihrer bemächtigen. Dann schauderte sie wohl einen Augenblick vor diesem entsetzlichen Äußersten, und war doch im nächsten elend genug, um von Wahnsinn und Ver-

gessenheit des Wirklichen, eine Erleichterung ihrer Qualen zu hoffen.

In diesem Zustande gänzlicher Verzagtheit brachte sie wieder ein Paar Tage zu, aber sie fühlte mit jeder Stunde, die peinlich langsam verrann, daß sie auf diese Weise nicht leben mochte, nicht leben konnte. So sehr sie sonst sich vor dem Tode gefürchtet, so überwältigten die Leiden, die sie jetzt drückten, selbst ihre Liebe zum Leben, und es bildete sich allmählig der Entschluß in ihr aus, diese unerträgliche Last des Daseyns nicht länger zu schleppen. Sie bemerkte wohl, daß man sie als eine Wahnsinnige betrachtete, sie genau bewachte, und Alles von ihr entfernte, womit sie sich oder Andern Schaden zufügen könnte. Aber sie kannte den Spruch, daß des Todes Pforten Tag und Nacht offen stehen, und der nicht zu leiden braucht, der zu sterben versteht. Sie durfte sich ja nur noch die wenige Nahrung, die sie zu sich nahm, versagen, so konnte Niemand auf der Welt ihren Tod hindern.

Diesen Vorsatz führte sie nun aus, und vergebens wandten ihre Dienerinnen, so wie die Wirthinn des Hauses, Bitten, Vorstellungen, Versuchungen an, indem sie leckere Speisen vor sie hinstellten. Sie blieb unbewegt, so wie hart-

näckig stumm, und so hielt sie diesen Zustand bereits zwey Tage aus.

Am dritten, als sie wieder, ein Bild des finstersten Jammers, in ihrem Lehnsessel mehr lag als saß—denn ihre kaum erhohlten Kräfte sanken zusehends—öffnete sich ihre Thüre rasch, und sie vernahm einen kräftigen Mannestritt. Mit aller Heftigkeit, deren ihre Erschöpfung noch fähig war, fuhr sie empor. Wer konnte das seyn? Und eine dunkle Gluth flog über ihr Gesicht. Der erste Blick auf den Eintretenden überzeugte sie von ihrem Irrthum, und mit Widerwillen verhüllte sie ihr Gesicht, indem sie in den Stuhl zurücksank. Es war Emerich Frangepani.

Auch er erblickte mit Bestürzung die Veränderung, welche hier vorgegangen war. Zusammengesunken, abgezehrt und scheinbar kleiner lag die sonst hohe majestätische Gestalt in dem Armstuhl. Alles Leben schien aus den todtbleichen Zügen gewichen, die Augen blickten starr und trübe vor sich hin, und nur die Geberde des Unmuths, mit welcher sie sich von ihm abwandte, zeigte, daß noch Bewegung in dieser Todtengestalt war. Ein tiefes Mitleid ergriff den Geistlichen. Er hatte die Sünderinn, deren Seele er retten wollte, seit jenem ersten Besuche auf Star-

hemberg nicht mehr ganz aus den Augen verloren, aber keine schickliche oder wirksame Gelegenheit gefunden, sich ihr noch einmahl zu nähern. So hatte er indeß die Gegend pilgernd durchzogen, hatte durch seine Frömmigkeit, wie durch seine Wohlthaten, womit er, selbst arm, noch Ärmere erquickte, sich überall Achtung und Ehrfurcht erworben, und vor einigen Tagen erfahren, daß die Frau von Pottendorf ohne des Herzogs Erlaubniß nach Wien gekommen, von ihm aber sogleich zurückgeschickt worden sey. Er schloß daraus, daß ihre Stellung zum Herzoge noch ungünstiger geworden seyn müsse, er ging nach Starhemberg, um sie dort zu suchen, und erfuhr, daß sie krank in der Neustadt liege. Nun eilte er dahin, und wurde von der Wirthinn, die den heiligen Mann schon früher gekannt und verehrt hatte, mit kurzen Worten von dem schrecklichen Gemüthszustande der kranken Edelfrau, und von ihrem noch schrecklicheren Vorsatze unterrichtet. Er bath diese, ihn sogleich zu ihr zu führen, er fand sie, wie schon erzählt worden, und ließ sich durch den Widerwillen, den sie bey seinem Anblick zeigte, nicht abschrecken.

Ihm war es darum zu thun, die Unglückliche zu sprechen, er machte daher der Wirthinn ein

Zeichen, sich zu entfernen, und schritt auf Melisenden zu; diese blickte scheu von der Seite hin, was denn da geschehen würde, und als sie Franzepani näher kommen sah, hielt sie beyde Hände abwehrend vor, und gab mit den deutlichsten Geberden zu verstehen, daß sie nichts hören und sehen wolle.

Ihr weiset mich von euch, Frau von Pottendorf, begann er mit freundlichem Tone, und ich bin bloß gekommen, um euch zu sprechen, und euch, wenn ich es vermag, Hülfe oder Trost anzubiethen.

Unwillig schüttelte sie den Kopf, und wandte das Gesicht von ihm ab.

„Ihr seyd sehr krank, edle Frau, und ich muß aus allem, was ich höre, vermuthen, daß ihr auch sehr unglücklich seyd. Dennoch, glaubt mir, für wie unglücklich ihr euch immer halten mögt, es stünde doch in eurer Macht, mir eine große Wohlthat zu erweisen.“

Sie wandte den Kopf ein klein wenig, und ihr verwunderter Blick schien ihn zu fragen, was er damit meine?

„Euer Schicksal geht mir zu Herzen, wir sehen uns heute nicht das erste Mahl, wie ihr euch erinnern werdet.“ — Melisendens düsterer Blick wur=

de bey diesen Worten noch düsterer. — „Ich möchte euch helfen, ich möchte eueren kostbareren Theil, eure unsterbliche Seele, retten.“ — Sie erhob den Kopf, und blickte Emerich an, der mit bittend gefalteten Händen in flehender Stellung vor ihr stand, und sie mit so gutmüthigen Blicken ansah, daß sie es nicht vermochte, ihren Widerwillen so stark zu zeigen, wie sie anfänglich wollte. Sie machte, jedoch nicht unfreundlich, eine verneinende Bewegung, und wandte sich von neuem von ihm ab.

Frau Melisende! begann der Unermüdliche: Ich weiß, ihr habt schon seit zwey Tagen keine Speise zu euch genommen; das ist nicht recht und nicht gut, denn es wird eure Gesundheit untergraben.

Ein höhnischer Zug um Melisendens Lippen zeigte, wie wenig Werth die Gesundheit für Jenen habe, dem am Leben nichts liegt.

Ich glaube zu errathen, worauf ihr hinzielt, begann der Geistliche mit etwas strengerm Tone: Ihr verlangt weder eure Gesundheit noch euer Leben zu erhalten. Glaubt ihr aber nicht schon Sünde und Unrecht genug auf euch geladen zu haben, um euch auch noch des Selbstmords schuldig machen zu wollen? Frau Melisende! fuhr er mit erhöhter Stimme fort: Euer Lebensglück ist

dahin, ich weiß es, eure Gesundheit ist erschüttert, eure Ruhe ist verloren; wollt ihr eure Seele auch noch in den allgemeinen Ruin nachwerfen?

Melisende fuhr empor, und starrte den Geistlichen an.

Ja, eure Seele, fuhr er ruhig fort, denn wenn ihr durch freywilligen Entschluß euerm Leben ein Ende macht, so seyd ihr der ewigen Verdammniß verfallen, und jene Qualen, die jetzt eure Brust zerreißen, hören nicht mit diesem Leben auf, sie folgen euch auch nach dem Tode, und dauern durch eine unglückselige Ewigkeit ohne Aufhören, ohne Nachlaß fort.

Melisende schauderte, aber sie schüttelte ungläubig den Kopf.

Was ist das Feuer, das nicht erlischt, und der Wurm, der nie stirbt, anders, als die Qualen der schuldbewußten Seele, die vom Anschauen Gottes auf ewig ausgeschlossen, nichts vor Augen hat, als das Andenken an ihre Vergehungen, und eine fruchtlose Reue, deren Stacheln nie nachlassen, und doch keine Besserung bewirken? Ach, edle Frau, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort wieder: Ihr habt kein Er-

barmen mit euch, ihr wollt euer zeitliches und ewiges Elend, und das schmerzt mich tief!

Melisende sah ihn verwundert an.

Ja, es schmerzt mich, denn ihr dauert mich innig. Ihr habt ein starkes Gemüth und einen durchdringenden Verstand, ihr seyd jung, wohlgebildet, aus edlem Hause. Soll denn das Alles die Beute des höllischen Feindes werden? Ach, habt Mitleid mit euch selbst, habt Mitleid mit mir! fuhr er dringender fort: Gebt euern schrecklichen Vorsatz auf! Seht, ich bitte euch auf den Knieen darum. Er kniete bey diesen Worten vor ihr nieder.

Melisende sprang überrascht auf. Frangepani! rief sie: Was wollt ihr?

Es war das erste Wort, das seit sechs Tagen über ihre Lippen ging. Er wußte das, und es freute ihn innerlich, doch äußerte er keine Verwunderung darüber, sondern antwortete nur mit bittend erhobenen Händen: Euer ewiges Heil will ich, Frau Melisende, euern Frieden auf dieser Welt, eure Seligkeit in der andern. O wollet sie selbst! Vereitelt nicht die Wirkung des Blutes des Erlösers an euch, das ja auch für euch geflossen ist! Kehrt zurück von euerm unseligen Wege, nehmt euer Kreuz geduldig auf euch,

tragt, was Gott euch auferlegt, auf daß ihr einst durch die enge Pforte eingehen möget in die himmlischen Freuden!

Melisende blickte den Knieenden betroffen, zweifelhaft an. Seine bittende Stellung, die flehend erhobenen Hände, der Ausdruck von Güte und Innigkeit, der seine sonst unangenehmen Züge verschönerte, die hellen Thränen, welche in seinen Augen schwollen, am meisten seine Worte erschütterten ihre Seele. Sie antwortete nicht, aber sie blieb stehen, betrachtete ihn, und der wilde Ausdruck von Zorn und Abscheu, der ihre Züge im Anfange verfinstert hatte, wich allmählig einem mildern Schmerz. Jetzt überwältigte sie dieser, und indem sie beyde Hände vors Gesicht schlug, rief sie mit zerreißendem Tone: Ach, ich bin unaussprechlich elend!

Das weiß ich, du armes Geschöpf! erwiederte Frangepani, indem er aufstand: Und darum bin ich hier, um dir zu helfen.

Mir ist nicht zu helfen! rief sie so wie vorher.

Doch! doch! entgegnete Frangepani beruhigend: Gottes Barmherzigkeit und Macht ist unendlich. Er kann Wasserquellen aus harten Felsen rufen; warum sollte er euer Herz nicht erweichen können?

Mein Herz? rief sie heftig: O es ist zermalmt, zerschmettert!

Und dennoch ist es dem einzigen Strahle, welcher Licht in diese finstere Nacht bringen könnte, verschlossen?

Sie sah ihn staunend und unwillig an. Ja, Frau Melisende! fuhr er fort: Dieser Strahl des ewigen Lichts heißt: Erkenntniß eures Unrechts, Reue und Ergebung.

Sie wandte sich unmuthig um.

„Schon einmahl habe ich darüber mit euch gesprochen. Wißt ihr noch? Damahls rührte Gott das erste Mahl durch ein großes Unglück, das euch erschüttern sollte, an euer Herz, um den heilsamen Quell der Reue und Bußthränen daraus hervorzulocken. Der Felsen ward wohl erschüttert, das entging mir nicht; aber die Quelle kam nicht hervor, denn schmeichlerische Hoffnungen und sündige Triebe hielten sie zurück. Jetzt aber ist das Werk der Zernichtung vollbracht, eure Hoffnungen sind zertrümmert, eure Neigungen mit Füßen getreten, eure Ehre ist verloren, eure Gewissensruhe verscherzt, ihr habt nichts, gar nichts mehr auf der Welt.

O ihr sprecht wahr, fürchterlich wahr! rief sie.

Nun, Melisende, so wendet euch dahin, wo

allein noch euch Aussicht auf Ruhe und Erhohlung bleibt! Wendet euch nach dem Ewigen, wenn das Irdische euch verläßt, das Irdische, das ohnedieß, eine Stütze von trügerischem Rohr, zerbricht, wenn man seine Hülfe am nöthigsten hätte, und die Hand noch verletzt, welche sich in der Angst darauf stützt! Zuerst also erlaubt, euch Speise zu bringen, gebt euren sündhaften Entschluß auf, durch Hungertod euer trauriges Daseyn zu enden; dann geht in euch, durchforscht euer früheres Leben, bedenkt, wie ihr an eurem Gatten gehandelt, wie ihr vor der Welt erschienen seyd! Erkennt euer Unrecht, erwägt, ob nicht alles, was ihr bisher geduldet, nur eine nothwendige Folge eurer Verirrungen war? und dann demüthigt euch vor Gott, der ja nur züchtigt, weil er liebt! Werft euch in den Schooß der ewigen Barmherzigkeit, die den Tod des Sünders nicht will, sondern daß er sich bessere und lebe! Kehrt, wie der verlorne Sohn, in die Arme des Vaters zurück, der ein Freudenfest dafür anstellen wird, daß ihr todt waret, und nun wieder lebt!

Melisende war während dieser Reden wieder erschöpft in ihren Armstuhl zurückgesunken. Die widerstreitendsten Empfindungen, wie sie nach

und nach durch Frangepanis Worte in ihr geweckt wurden, erschütterten ihr Gemüth. Ihr sonst so stolzer, ungebeugter Sinn, durch Leiden aller Art herabgebracht, war keines längern Widerstandes fähig, und das gebrochene Herz strebte mit ängstlicher Hast, den einzigen Rettungsfaden zu ergreifen, der sich ihm zum Ausgang aus diesem Labyrinthe zeigte. Jetzt brachen ihre Thränen ungestüm hervor. Frangepani sah sie gern fließen, und sanfte Tröstungen, beruhigende Worte, die salbungsvoll seinen Lippen entströmten, nährten die mildere Empfindung, die sich jetzt in dem Innern der Unglücklichen zu verbreiten schien.

Als ihre Thränen allmählig sanfter flossen, richtete sie sich wieder auf, erhob den Blick zu dem Geistlichen, aus dessen Zügen die seligste Ruhe, und zugleich das innigste Mitleid sprach, und sagte: Aber woher, hochwürdiger Herr, kommt euch diese Theilnahme an meinem Schicksale? Warum habt ihr gerade mich erwählt?

Weil ihr eine unsterbliche Seele habt, für welche des Erlösers Blut geflossen ist, und weil ich euern Zustand kannte. Glaubt nicht, fügte er ruhig aber fest hinzu, daß ich für die geringste Magd weniger zu thun bereit wäre, als was ich

für die griechische Fürstinn that. Vor Gott gilt kein Ansehen der Person, und die Seele allein ist es, die in den Augen seiner Diener Werth haben kann.

Sie schlug die Augen nieder, Frangepanis ruhige Antwort hatte sie beschämt; aber sie hatte, — so weit war schon der Anfang ihrer Besserung gediehen — sie hatte ihre Achtung und ihr Zutrauen zu dem Geistlichen nicht vermindert. Jetzt blickte sie wieder empor. Wollt ihr wohl so gut seyn, sagte sie sanft, und mir etwas Speise bringen lassen, und auch ein Stückchen Brot?

Eine schnelle Röthe der Freude flog über des Geistlichen blasse Züge. Mein Gott! rief er aus: Ihr wollt essen? Ihr wollt meine Bitte erfüllen? O Gott und allen seinen Heiligen sey Dank! Und auch euch! setzte er hinzu, indem er schnell aus der Thüre nach Brot und etwas warmer Brühe rief. O ihr wißt nicht, welche Freude ihr mir macht.

Die Wirthinn trat sogleich mit etwas leichter Speise herein, und erstaunte über die Veränderung, welche sie in den Zügen und Blicken der Kranken bemerkte, noch mehr aber, als diese ihr mit freundlichem Worte für ihren Dienst dankte,

und sie pries ihren Einfall glücklich, den frommen Geistlichen hierher gebracht zu haben.

Von diesem Tage an erhohlten sich Melisendens körperliche Kräfte, und auch ihr Geist erhob sich aus seiner dumpfen Verzweiflung. Zwar fühlte sie sich noch unaussprechlich unglücklich; aber der Gedanke, daß sie die Strafe ihrer Vergehungen trage, und daß sie nichts Besseres thun könne, als sich geduldig zu ergeben, brachte allmählig, wie es Emerich gesagt hatte, einiges Licht in die Nacht ihres Geistes, und einen Schimmer von Hoffnung, wohl nicht auf den entferntesten Theil dessen, was sie besessen und verloren, aber auf die Möglichkeit, daß es, nach schweren Kämpfen und vielen Schmerzen, doch auch wieder ruhiger in ihrer Brust werden könnte.

Frangepani verließ das angefangene Werk ihrer Sinnesänderung nun nicht mehr. Er suchte in einem Kloster in der Neustadt Aufnahme und Wohnung für sich, er diente den Geistlichen dieses Hauses mit großer Bereitwilligkeit, wozu sie ihn brauchen wollten, und besuchte daneben seine neue Schutzbefohlene, so oft es seine Zeit erlaubte; denn sein Ruf hatte sich bald ringsum verbreitet, und viele Unglückliche, viele Hülfs- oder Rathsbedürftige suchten den frommen Mann

auf. Er ging herum in den Hütten der Armen, und klopfte auch zuweilen an die Palläste der Großen, an die Häuser der Wohlhabenden. Hier erflehte er die Gaben, die er jenen brachte, und ließ sich bey diesen keine abschlägige oder schnöde Antwort verdrießen, so wie ihn dort kein Elend, kein Schmutz zurückschreckte. So erweiterte sich täglich sein heilbringender Wirkungskreis, und er genoß die schöne Beruhigung, daß die Wahl seines mühevollen Standes ihm ein Feld der Thätigkeit und des segensreichen Einflusses geöffnet habe, welches ihm alle Reichthümer und alles Ansehen seines vorigen nicht gewährt haben würden.

Der Zustand, in welchem Friedrich Melisenden hatte abreisen gesehen, hatte ihn in lebhafte Unruhe versetzt, er konnte sich's nicht läugnen, daß ihre stolzen Hoffnungen nicht ganz ohne Berechtigung von seiner Seite entstanden waren, und er fürchtete nun die Folgen jener grausamen Enttäuschung. Es war ihm daher eine große Beruhigung gewesen, als Wolfger und später Trivulzio ihm versicherten, daß für ihr Leben nichts zu sorgen, und nicht einmahl ein bedeutendes

Krankheitsübel vorhanden sey. Als aber die später entsendeten Bothen ihm erzählten, daß ihre Hausleute, die ihrer pflegten, fürchteten, sie habe den Gebrauch der Sprache, vielleicht sogar das klare Bewußtseyn verloren, als sie meldeten, jede Erwähnung des Herzogs erfülle sie mit solchem Entsetzen, daß man es nicht wagen dürfe, ihn vor ihr zu nennen, und als ein Paar Tage darauf die Nachricht kam, es habe sich ihrer eine finstere Verzweiflung bemächtigt, in der sie entschlossen schiene, ihrem Leben durch Hunger ein Ende zu machen, da steigerten Vorwürfe des Gewissens und Mitleid mit der Unglücklichen auf's neue seine Angst. Er schwankte zwischen dem Widerwillen, mit dem er sich ihr jetzt genähert haben würde, und zwischen dem Gedanken, ob es doch nicht seine Pflicht sey, hinüber nach der Neustadt zu reiten, und Alles aufzubiethen, um den unseligen Entschluß des Selbstmords zu hindern, und nur unvollständig gelang es selbst Margarethen, die sonst so viel Einfluß auf sein Gemüth hatte, ihn jetzt zu beruhigen.

Wie eine Bothschaft vom Himmel klang ihm daher abermahls nach ein Paar Tagen die Kunde, daß ein fremder Geistlicher sich beynahe mit Gewalt zu Melisenden gedrängt, ihren Abscheu nicht

geachtet, und sie endlich dahin gebracht habe, von ihrem verzweiflungsvollen Entschlusse abzustehen. Jede spätere Erkundigung, die aber nie Melisenden unmittelbar gemeldet wurde, sondern entweder an den Geistlichen oder die Hauswirthinn gelangte, und von dieser beantwortet wurde, vermehrte Friedrichs Beruhigung, und hob eine Last des Vorwurfs nach der andern von seiner Seele. Er hörte endlich, daß sie wieder spreche und lebe, wie Andere, nur mit dem Unterschiede, daß sie in Kleidung, Nahrung und Beschäftigung sich tief unter ihren Stand stelle, und in ihrer ganzen Lebensart einen Sinn der Reue und Buße auszudrücken scheine. Es dünkte ihm seltsam, wenn er Melisendens frühere Denkweise mit dem Stande einer Büßenden vereinbaren sollte; aber die Gefahr, welche ihrem Leben, ihrer Seligkeit gedroht, war vorüber, die Vorwürfe seines Gewissens hatten Ruhe und Zeit, wieder einzuschlafen, und in eben dem Maße erhoben sich seine stolzen Plane. Bothen gingen nach Italien zum Kaiser, und andere kamen von dort nach Wien, um das Geschäft der Erhebung Österreichs zu einem Königreiche eifrig zu betreiben. Eben so eifrig gingen des Herzogs Anstalten und Einrichtungen im Innern seines Landes ihren

Gang, deren Zweck es war, jede Spur der Unordnung oder Verwüstung, welche der vorige Krieg und die fremden Schaaren angerichtet, von dem blühenden Antlitz der schönen Provinzen verschwinden zu machen, und zugleich sollten sie des Herzogs Ansehen und Gewalt über seine Lehensleute und die nicht unbedeutenden Stadtgemeinen stärker befestigen, damit nicht sobald wieder eine Erschütterung, wie die vorige, ihnen drohen konnte. Das frische Andenken an die Drangsale, die der Adel und die Städte ausgestanden, an den schlechten Erfolg, den ihr Widerstand gegen den rechtmäßigen Herrn gehabt, und an die bewundernswürdige Kraft, womit dieser sich nicht bloß im Unglück behauptet, sondern schnell wieder alles Verlorne zurückgewonnen, kam ihm hierbey sehr zu statten, indem es von jedem Versuche abschreckte, etwas gegen den deutlich ausgesprochenen Willen des gefürchteten Herrn zu unternehmen. Der Herzog sah seine Macht auf diese Art mit jedem Tage wachsen, und mit jeder solchen Erkenntniß wuchs sein Verlangen, noch mehr zu erhalten, so wie sein Muth, um alles zu wagen, was gewagt werden mußte.

Auch das Freywerbungsgeschäft am Münchner-Hofe hatte erwünschten Fortgang. Herzog

Otto fühlte sich geschmeichelt, seine Tochter auf den Herzogsstuhl von Österreich erhoben zu sehen, der sich vielleicht bald in einen königlichen Thron verwandeln konnte. Prinzessinn Elisabeth gedachte sogleich jenes Zusammentreffens am Gnadenorte zu Altötting. Sie hatte den schönen fürstlichen Jüngling nicht vergessen, sein Bild war ihr öfters erschienen; aber der Gatte einer Andern, der Fürst, gegen den ihr Vater feindlich ausgezogen war, konnte ihr niemahls als ein erwünschter Bräutigam erscheinen. Nun hatte sich das Blatt so wunderbar gewendet, die Hand des herrlichen Mannes war gesetzmäßig frey, er both sie ihr, und mit stillem Entzücken rief sie sich diese wunderbare Fügung und Friedrichs Bild zurück, und erkannte dankbar die Gunst des Himmels, welche ihr ein bey Fürstentöchtern so seltenes Glück bereitet, in dem Manne, mit dem der Wille ihres Vaters und der Vortheil ihres Landes sie verband, auch ein Vorbild männlicher Vollkommenheit und Schönheit lieben zu können.

Herr Heinrich von Lichtenstein leitete diese Angelegenheit klug und gewandt in München, und bald konnte er dem Herzog erwünschte Kunde schicken. Wohl hatte diesen sein stolzes Selbstgefühl auch nie den geringsten Zweifel an die

glückliche Beendigung dieser Angelegenheit hegen lassen, aber so jeden seiner Wünsche überflügelnd, indem Lichtenstein ihn durch vertraute Bothen versichern ließ, daß die gewählte Braut höchst liebenswürdig, und bereits in zarter Neigung gegen den fürstlichen Bräutigam entglüht sey, hatte er es sich nicht gedacht. So viele günstige Ereignisse, solches Gelingen jeder Unternehmung schwellte sichtbar seinen Stolz, seine kühne Zuversicht. Der, welcher so Vieles bloß durch seine Kraft und seine persönlichen Gaben erreicht hatte, durfte mehr, durfte Alles hoffen. Jeder Schatten von Zweifel, von Sorge verschwand, mit ihnen verlor sich das Andenken an Pottendorf, und die scharfen Stacheln, welche diese Erinnerung früher zuweilen in seine Brust gedrückt hatte, mit ihnen verlor sich auch Melisendens Bild aus seinem Herzen. Er wußte sie in der Neustadt genesen, ruhig. Der Gedanke, sie je wieder zu sehen, widerte ihm jetzt, nach Allem, was zwischen ihnen vorgefallen; er vermied Alles gern, was ihn an sie und jene trübe, vielbewegte Zeit seiner innern und äußern Kämpfe erinnern konnte. Doch hatte er ihr mit fürstlicher Großmuth Starhemberg nicht bloß als Wohnort, sondern als unbestrittenes Eigenthum anbiethen las-

sen. Ihre Antwort hatte ihn überrascht, beleidigt; sie hatte dafür gedankt, und ihm zugleich alle die kleinen aber kostbaren Geschenke zurückgesandt, die sie in jenen Tagen ihres Rausches von ihm empfangen, und bisher als Heiligthümer bewahrt hatte.

In den wunderschönen Herbsttagen, wie sie in Österreich mit vorzüglichen Reizen prangen, und oft in ihrer milden Wärme und dauernden Heiterkeit die Tage des wechselvollen Frühlings übertreffen, zog eine glänzende Schaar prächtig gewaffneter reisiger Männer die Straße nach Oberösterreich hinauf. Es war Herzog Friedrich, der, von Heinrich von Künring, seinem treuen Marschall, von Heinrich von Lichtenstein, seinem klugen Freywerber, von Offterdingen, Rauheneck, dem Abt von Heiligenkreuz und vielen andern Großen und angesehenen Herren seines Hofes, und von einer noch größern Zahl reisiger Knechte, die das Gepäck des Herzogs und der Ritter führten, begleitet, nach Wels ritt, wohin bereits auch Herzog Otto von Bayern sich mit seiner Tochter, jener Prinzessinn Elisabeth, begeben hatte, um die Verlobung mit dem Her-

zoge daselbst zu feyern, welcher dann im nächsten Frühling die Vermählung in Wien selbst folgen sollte. Überall in den Städten und Dörfern, durch welche die Straße führte, auf der der Herzog dahin zog, eilte, was sich rühren konnte, heraus, um den glänzenden Aufzug zu sehen, staunte über die Pracht, mit welcher ihr Herzog sich ihnen zeigte, pries die junge Bayerfürstinn glücklich, die einem so schönen, tapfern und mächtigen Gemahle zu Theil werden sollte, und wünschte nur mit frommen Gebethen, daß diese vierte Vermählung dem Herzog und dem Lande, in blühenden Kindern, in kräftigen Söhnen das Glück endlich schenken möchte, was es vergeblich schon so lange Jahre und in drey verschiedenen Verbindungen erwartet hatte.

Der Zug eilte vorüber, die Straße wurde einsam, nur hier und da zeigte sich ein einzelner Wanderer, der in der Richtung von Wien nach Linz, oder umgekehrt, wandelte. Der Mittag war längst vorüber, der Herzog mußte mit seinem Gefolge die Abtey Mölk, die sein Urahn, Leopold der Heilige, gestiftet, bereits erreicht haben, wo für diesen Abend das Nachtlager bestimmt und bereitet war—da zeigte sich unweit des Städtchens St. Pölten wieder eine kleine berittene Schaar,

die aber im Vergleiche mit jenem großen, glänzenden Haufen, der am Morgen hier vorübergezogen war, in gar keinen Betracht kommen konnte, und wirklich auch nur von Wenigen, die nach vollendeter Tagesarbeit müßig vor ihren Hausthüren saßen, beachtet wurde. Es war ein bejahrter Ritter, ihm zur Seite ein Frauenzimmer in Trauergewand; ein zweytes, dessen Kleidung und Haltung sie als eine Dienerinn der ersten bezeichnete, ritt hinter ihr, und wenige bewaffnete Knechte schlossen den Zug. Die Dame war bleich wie der Tod, dennoch sah man, so viel die schwarzen Schleyer, welche ihr Stirn und Kinn umhüllten, zu erkennen erlaubten, daß sie einst eine vollendete Schönheit, und auch ihr Wuchs königlich und stolz gewesen seyn mußte. Jetzt saß sie zusammen gesunken auf ihrem Thiere, blickte starr vor sich nieder, und mußte oft von dem alten Ritter ermahnt werden, auf ihren Weg und die Führung des Pferdes zu achten. Ihr schien alles gleichgültig, auch blickte sie den Ritter statt aller Antwort bloß trübe an, nahm dann wohl den Zügel achtsamer in die Hände, und es ging wieder eine Strecke leidlich, bis der innere Kummer aufs neue die Herrschaft über ihr ganzes Wesen zu erhalten anfing.

Jetzt war die Sonne völlig hinter der Bergkette hinabgesunken, welche sich linker Hand von der Straße erhob, und sich dort und vorwärts an die höhern Alpen der Steyermark und Oberösterreichs anschloß. Dämmerung und Stille senkten sich über das Land, das weit und freundlich vor den Reisenden lag, und zu der Stille des Abends gesellte sich der Ausdruck sanfter Wehmuth, und ein leichter Schleyer stärkern Thaues, wie ihn der sinkende Herbst über die Gegenden zu verbreiten pflegt. Der Sommer mit seinen Freuden und seiner Thätigkeit war vorüber, auf den Feldern war es stille geworden, in den Dörfern, durch die der Weg führte, erglänzte jetzt schon lange vor dem Avemarie-Läuten hier und da ein Licht aus den winterlich geschlossenen Stuben. Die Wälder auf den Anhöhen hatten ihr grünes Gewand mit falbem Gelb und Roth vertauscht, der abendliche Himmel blickte sichtbarer durch die halbentblätterten Äste. Wo der Weg durch kleine Gebüsche oder an Bäumen vorbeyführte, rieselte das welke Laub vor jedem leisen Lufthauche herunter, und bestreute die Straße, daß die Hufe der Pferde darin rauschten. Die Sänger der Wälder waren verstummt, nur einsame Meisen riefen hier und da in den Büschen.

Ein Theil der Felder stand abgeerndtet und leer, auf einigen sproßte eben die Hoffnung der Zukunst in hellgrünen Spitzen hervor. Alles deutete auf Vollendung, auf Ruhe, und die Erwartung allein wies auf eine ferne Zeit hin, wo es wieder so schön, so belebt werden sollte, als es vor Kurzem gewesen. Ungemein wohl stimmte diese wehmüthig-düstere Umgebung zu den Gefühlen der trauernden Frau, die Niemand anders als Melisende war. Sie blickte hin auf die zarte, keimende Saat, blickte vorwärts auf die Mauern von St. Pölten und den Thurm des Claren-Klosters, dessen Spitze im letzten Schimmer des Abends glänzte, während Dämmerung und Schatten die übrigen Gebäude der Stadt zu verhüllen begannen. Seht, Herr von Wopfingen! begann sie jetzt, und ihre schwergedrückte Brust schien sich durch einen tiefen Seufzer zu erleichtern: Seht, hier wächst doch etwas frisches Grün. Es ist die Wintersaat. Wenn der Schnee die Erde mit ihrem Leichentuche wird bedeckt haben, wartet sie im Grabe gleichsam auf ein freudiges Auferstehen. Auch mir wird Gott der Herr eine fröhliche Urstund, so hoffe ich zu seiner Barmherzigkeit, verleihen. Aber nicht bloß jenseits des Grabes, sondern noch auf dieser

Welt! Wenn mich der heilige Schleyer deckt, wenn ich, der Welt und allen ihren Freuden abgestorben, nur meiner Reue lebe, wenn meine Bußzähren den Rest der Sünde allmählich von mir zu waschen streben, dann—nicht wahr, guter Ritter?—dann darf ich hier auf Erden noch auf Ruhe und die Seligkeit des innern Friedens hoffen?

Das dürft ihr gewiß, edle Frau! antwortete der Alte gerührt: Pater Chrysostomus hat es euch ja mehr als einmahl also verheißen. Mich wundert es, daß wir ihn noch nicht getroffen haben. Er versprach uns entgegen zu kommen.

„Er hat es auf sich genommen, die Äbtissinn auf meine frühere Ankunft vorzubereiten. O, er ist so gut, so dienstfertig! Was danke ich ihm nicht Alles! Ihr habt Recht, er sollte doch schon hier seyn. Wenn nur sein Gesuch keine Schwierigkeit findet, wenn man mich nur aufnimmt! Die guten Klosterfrauen waren nicht vorbereitet, mich sobald zu empfangen. Sie erwarteten mich erst zu Ende dieses Monaths."

Ich habe auch nicht begriffen, Frau Melisende, was euch bewogen haben mag, euern schon seit längerer Zeit gefaßten Entschluß so plötzlich zu verändern, und ich war sehr erstaunt, als ihr

mir vor drey Tagen den Bothen sandtet, der mich gleich auf den folgenden Morgen nach der Neustadt beschied, um dort die Anstalten zu eurer Abreise schleunigst zu treffen.

Es war eine Unruhe plötzlich in mir entstanden, entgegnete Melisende etwas verlegen, die mir nicht zu warten, nicht länger zu zögern erlaubte. Verzeiht, daß ich euch so drängen ließ, verehrter Herr, und glaubt gewiß, daß das Andenken an eure Güte, mit der ihr meine Bitte gewähren, und mich armes, von der ganzen Welt verlassenes Weib, auf meinem letzten Gange geleiten wolltet, niemahls aus meinem dankbaren Herzen verschwinden wird.

Es ist nicht darum, erwiederte der Alte gutmüthig, daß ich dieß gesagt habe, und es sollte kein Vorwurf, noch eine Klage seyn. Mein Gott! ich that es ja herzlich gern, und hatte es euch schon früher auf jeden Fall zugesagt, denn ich freute mich eures Entschlusses.

Ihr freutet euch? fragte Melisende etwas verwundert.

Freylich, antwortete Wopfingen treuherzig: Wußte ich euch doch nun geborgen, und aus den Stricken des Teufels erlöset. Glaubt mir, schon wie ihr bey mir auf Starhemberg lebtet, dachte

ich oft in meinem Sinn: Wenn das nur ein gutes Ende nimmt! Denn wahrlich, ihr dauertet mich. — So jung, so wohlgestaltet, aus so edlem Hause, und dennoch —

Vollendet, edler Herr! fiel Melisende hastig ein: Vollendet, was ihr sagen wolltet, und dennoch eine Buhldirne! — Nicht wahr?

Das habe ich nicht sagen wollen, versetzte der Alte treuherzig: Daß ihr aber auf unrechten Wegen wandeltet, das mußte doch jedem Christenmenschen einleuchten. Nun, ihr habt sie verlassen, Gott und dem guten Pater sey Dank dafür! Gelt? es war doch eigentlich sein erster Besuch, wie er damahls noch im Winter nach Starhemberg kam, was euer Herz zuerst erschütterte?

„Wohl hatten seine Reden, besonders die Nachricht, welche er mir brachte, große Wirkung auf mich gemacht. Zur Erkenntniß kam ich doch damahls nicht. O es mußte ein schwererer Schlag geschehen, ein Schlag, der mein Herz zerschmetterte, um es der Reue und Besserung zugänglich zu machen! Ritter! fuhr sie nach einer kleinen Pause fort: Ich war eine gottvergeßne Person, und nur ein so überaus barmherziger Gott konnte die Langmuth haben, mich auf meinen strafbaren Irrwegen durch seinen heiligen Diener aufsuchen zu lassen.“

Diesem Geistlichen seyd ihr großen Dank schuldig.

„Er hat meine Seele wieder geboren, er ist mir mehr als Vater und Mutter, denen ich bloß das leibliche Leben danke. Wißt ihr noch, wie er in jener entsetzlichen Sturmnacht zu uns auf Starhemberg kam, was er ausgestanden, um mich zu retten! Doch irre ich nicht, so glaube ich ihn dort über die Brücke kommen zu sehen?“

Sie hatte nicht geirrt. Auf seinem kleinen ungarischen Pferde, dem treuen Gefährten so mancher mühevollen Wanderung, kam ihnen Emerich entgegen, und brachte ihnen einen herzlichen Gruß von der Frau Oberinn des Klosters. Sie erwartet nebst dem ganzen Convent eure Ankunft voll Freuden, sagte er, nur ersucht sie euch, da heute schon die Pforte geschlossen ist, diese Nacht außerhalb desselben, etwa im Meierhofe, zu verziehen, wo alle Anstalten getroffen seyn werden, um euch —

Im Meierhofe! fiel Melisende entsetzt und rasch ein, und alle jene Scenen, die dort vorgefallen, die Listen, die Betrügereyen, die Bestechungen, die sie sich erlaubt, um einen verbrecherischen Zweck zu erreichen, standen plötzlich vor ihrer Seele. O nur nicht in den Meierhof!

rief sie: Die schlechteste Herberge würde ich vorziehen.

Das wird nicht nöthig seyn, nahm der Herr von Wopfingen das Wort: Ich bin hier bekannt in St. Pölten, und will euch ein anständiges Quartier und gutes Nachtlager verschaffen. Folgt mir nur! — Somit setzte er sich an die Spitze des Zuges, und lenkte seinen Weg gegen die Stadt zu, Emerich aber nahm dessen Platz an Melisendens Seite ein, und sagte mit strengem Tone: Wann werdet ihr einmahl aufhören, Winkelzüge zu machen, und mit Lug und Trug selbst gegen denjenigen vorzugehen, vor dem euer ganzes Herz, um eures eigenen Seelenheils willen, offen liegen sollte, wie ein aufgeschlagenes Buch?

Wie so? fragte Melisende betroffen.

Also war es wirklich nur der Wunsch, sobald als möglich in die Gemeinschaft der frommen Schwestern zu kommen, was euch bewog, eure Reise um mehr als vierzehn Tage vor der anberaumten Zeit anzutreten? fragte er mit strengem Tone.

Melisende senkte den Kopf, ohne zu antworten, die einbrechende Dunkelheit entzog dem Blicke Emerichs, der fest und forschend auf ihr

lag, das Erröthen der Scham, welches ihre Wangen färbte.

„Ihr antwortet nicht? Ich bin dessen froh, denn es beweiset, daß ihr in Lug und Trug doch nicht so verhärtet seyd, um mir geradezu eine Unwahrheit ins Gesicht zu sagen. — Heute ist der Herzog, wie man mir in der Stadt erzählt hat, nahm er nach einer kleinen Pause das Wort, mit einem zahlreichen Gefolge vornehmer Herren und reisiger Knechte hier durch nach Mölk gezogen von dannen er weiter bis Wels geht, um seine Verlobung mit der bayerschen Prinzessinn zu halten. Das habt ihr gewußt, aber mir verschwiegen.“

Melisende beugte den Kopf noch tiefer auf den ihres Pferdes, und Emerich hörte sie weinen.

Ihr weint? fragte er streng: Worüber weint ihr? Über eure Hinterlist oder über eures Buhlen Treulosigkeit?

Könnt ihr mirs so grausam verdenken, nahm sie endlich unter heftigem Schluchzen das Wort, wenn der Gedanke von dem, was heute geschehen, und welche Reise, zu welchem Ziele angetreten werden sollte, mich bewog, eine Zufluchtsstätte, welche mir ohnedieß bald offen stand, auf der Stelle zu suchen? Wenn es mich drängte und trieb, die Pforten der Welt hinter mir geschlos-

sen, und mich von Allem abgesondert zu wissen, was meine Seele mit Qual an ihren vorigen Zustand erinnerte?

Das hätte ich euch vielleicht nicht verdacht, antwortete der Geistliche mit gelassenerem Tone, wenn ihr es mir also, und aufrichtig bekannt hättet. Aber daß ihr das nicht gethan habt, daß ihr Vorwände, künstliche Erfindungen gebraucht, um euren beschleunigten Beschluß zu beschönigen, das macht euch strafbar, und ich sehe mit Trauer, daß eure Seele nichts weniger als rein von diesen garstigen Schlacken des Welt- und Hoflebens ist.

Melisende fuhr fort zu weinen. Er betrachtete sie eine Weile, ohne zu sprechen, dann sagte er: Und wenn es euch denn ganz und gar nicht möglich schien, länger in dieser Welt zu leben, weil ein Gewisser, der doch durch euern Entschluß, den Schleyer zu nehmen, so wie durch sein Betragen gegen euch, hinreichend und auf ewig von euch geschieden war, seine Hand einer Andern reichte — warum konnten wir nicht gestern oder morgen, oder übermorgen aufbrechen? Warum gerade heute, mit ihm zugleich?

Melisende seufzte.

Weil es auffallend seyn sollte, weil ihr einen Triumph eurer Eitelkeit, eurer gekränkten

Eigenliebe darin suchtet. Den Stachel wolltet ihr dem Treubrüchigen noch ans Herz werfen, er sollte erfahren, daß ihr an demselben Tage eure Flucht aus der Welt antratet, an welchem er seine Reise zur Braut antrat. Die müßigen Menschen sollten darüber reden, und ihr auf diese Art noch der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit in dem Augenblicke werden, wo ihr hinter der Klosterpforte ihren Beobachtungen entschwandet? Ist es nicht so? O Eitelkeit aller Eitelkeiten!

O mein Gott! seufzte Melisende: Ihr seyd unerbittlich streng.

Ich wäre unerbittlich? entgegnete Emerich mit sanftem Vorwurf: Ich glaube doch, ihr hättet Proben davon, daß ich große Fehler entschuldigen kann, wo ich Reue und Vorsatz zur Besserung sehe. Aber, wo ich Eitelkeit oder Falschheit spüre, setzte er streng hinzu, da suche ich sie in allen Falten des Herzens auf, und treibe sie ans Licht der Erkenntniß.

„War es denn nicht ein Beweis meiner Bußfertigkeit, meiner Selbstverläugnung, daß ich gerade dieses Kloster wählte — wo mir doch andere offen standen — welches der Schauplatz meiner Vergehungen war, wo jeder Gegenstand, jeder Blick meiner Mitschwestern mich an meine Schuld

mahnen wird, wo endlich die strenge Muhme meines beleidigten Gemahls Äbtissinn ist?“

Die Muhme eures Gemahls?

„Nun ja, ihr seyd ja selbst so gut gewesen, damahls mit ihr wegen meiner Aufnahme in ihr Kloster zu sprechen. Ihr habt mir noch erzählt, wie zuerst der höchste Unwille gegen mich, und dann eine Art von Triumph sich in ihren Worten gezeigt.“

Ja wohl! ja wohl! Nun ihr werdet euer Schicksal schon erfahren, antwortete Emerich, und brach das Gespräch ab, denn nun hatten sie das Stadtthor erreicht, wo der alte Ritter ihrer harrte, um sie in das Haus zu führen, in welchem er ihnen für diese Nacht Aufnahme verschafft hatte.

Melisende bath ihre Begleiter, sie zu entschuldigen, weil sie sich von der Reise zu ermüdet fühlte; sie zog sich in das ihr angewiesene Gemach zurück, und ließ hier ihren Thränen freyen Lauf. Sie flossen dem schweren Schritte, der ihr morgen bevorstand, wenn sie im Kloster, und vor der beleidigten und erbitterten Verwandten erscheinen mußte; sie flossen — und wohl die meisten — demjenigen, der sie so kalt von seinem Herzen gestossen, der jetzt in die Arme der fremden Braut eilte; sie flossen endlich aus Reue über

diese Schwäche, die sie verdammen mußte, und deren sie doch nicht Herr werden konnte. Unter diesen Thränen und in heißen Gebethen um Vergebung und um Kraft verfloß der größte Theil der Nacht. Am Morgen war sie schnell gekleidet, und unter bangen Herzensschlägen bereit, dem Geistlichen ins Kloster zu folgen. Aber mit jedem Schritte, der sie den ernsten, dunkeln Mauern näherte, vermehrte sich ihre Angst, ja ihr Widerwille, und nur die Vorstellungen Emerichs, daß eben dieser überwundene Widerwille, die ausgestandene Angst, das beste Opfer sey, welches sie für so manchen hier begangenen Fehltritt der Gerechtigkeit Gottes darbringen könnte, gab ihr die Kraft, den schweren Gang zu vollenden. Jetzt waren sie im Kloster. Emerich beurlaubte sich in der Zelle der Pförtnerinn von ihr. Das erschütterte sie tief. Seine Gegenwart, sein Zuspruch hatten sie bisher gehoben, getröstet, gestärkt. Nun sollte sie auch ihn verlieren, und unbekannten, erzürnten Mächten schutzlos anheim fallen. Ihre ganze Kraft verließ sie bey dem Gedanken. Sie sank vor Emerich auf die Knie, und beschwor ihn, sie nicht ganz zu verlassen. Sie flehte ihn an, sich ihrer zu erbarmen, sie bereute beynahe ihren Entschluß, alle Heftigkeit ihres

Gemüths erwachte, und gab sich kund in ungestümen leidenschaftlichen Äußerungen.

Emerich ließ diesen Sturm vorüberrauschen, dann hob er sie vom Boden auf, redete ihr ernst aber liebreich zu, und verhieß ihr mit einem Tone, der, wenn sie ruhig genug gewesen wäre, ihr hätte zeigen können, daß der Geistliche mehr wußte als er sagen wollte, sie würde es so schlimm im Kloster nicht haben, und ihre ängstlichen Vorstellungen seyen übertrieben, grund- und lieblos. Übrigens versprach er ihr, sogleich nach Passau zu eilen, um ihr die Erlaubniß zu erwirken, ihr Probejahr abzukürzen, was sie so sehnlich wünschte um ihre Gelübde bald abzulegen. Dann wollte er wiederkommen, sie überhaupt öfters besuchen, und sich stets in Kenntniß ihres Schicksals halten. So trennte er sich endlich von ihr, nachdem er sie noch einmahl zu ihrem schweren Beruf eingesegnet hatte. Sie aber sank auf einen Sitz, und es brauchte lange Zeit, bis sie fähig war, sich zu sammeln, aufzustehen, und der Pförtnerinn, welche indessen von der Meldung der Angekommenen zurückgekehrt war, zu folgen.

Noch war ihr Schritt schwankend, wie sie durch die nur zu wohl bekannten Gänge schritt,

und die Orte alle wieder sah, die sie vor so manchen Jahren in so ganz andern Verhältnissen bewohnt; mit so ganz andern Empfindungen betrachtet hatte. Das Schicksal der armen Novize, welche sie damahls rücksichtslos betrogen und einem vielleicht entsetzlichen Schicksal preisgegeben hatte, fiel ihr schwer aufs Herz. Gern hätte sie die vor ihr hinwandelnde Nonne nach jener Schwester Veronika gefragt. — Sie wagte es nicht. Sie zitterte vor dem, was sie hören würde, sie fühlte noch einmahl die ganze Größe ihrer Schuld, sie sah das fromme, gottergebene Wesen vor sich, das in Demuth und Gehorsam den Zweck seines Daseyns und den Frieden seiner Seele fand. Was mochte mit ihr geschehen seyn? Lebte sie noch? und unter welchen Umständen?

In quälenden Gedanken dieser Art war sie mit der Pförtnerinn bis in den Kreuzgang gekommen, der in das sogenannte Kapitelhaus führte, den Ort, wo die Versammlungen des Convents gehalten, die Beschlüsse für die Ordnung und Leitung des Hauses gefaßt, und sonst noch ähnliche Angelegenheiten betrieben wurden. Hier, das wußte Melisende, erwartete die Oberinn sie an der Spitze einiger ihrer Chorfrauen. Jetzt stand sie an der Schwelle, jetzt sollte sie die we-

nigen Stufen hinabsteigen — sie zitterte, und vermochte es kaum. Die Pförtnerinn unterstützte sie. Sie war in den halbdämmernden Raum getreten, den ein spitzbogiges Gewölbe deckte und mehrere Säulen unterstützten. Am äußersten Ende, unfern des kleinen Altars, der dort in der halbrunden Vertiefung stand, und hinter welchem einige schmale hohe Fenster, die einzigen in dem ziemlich großen Saale, durch bunte Scheiben ein spärliches Licht verbreiteten, standen die Nonnen, ihre künftigen Mitschwestern. Wie Melisende die Stufen herabtrat, bewegte jener Zug sich ihr entgegen, die Äbtissinn voran. — Melisende schaute hin. — Das war nicht die volle starke Gestalt ihrer Muhme, das war eine feine, schlanke, noch jugendliche Person, deren blasses Gesicht angenehm aus den enganliegenden schneeweißen Binden blickte. Melisende faßte sich ein Herz, sie schritt auf die Unbekannte zu, die ihr freundlich entgegenkam — sie blickte sie an und stürzte mit dem Schrey: Veronika! vor Schrecken betäubt zu der Oberinn Füßen.

Als sich ihre verworrenen Gedanken wieder ordneten, vernahm sie Veronika's Stimme, die sanft und freundlich sagte: Steht auf, edle Frau, und gebet keiner unzeitigen Furcht Raum! Es

freuet mich, euch bey uns zu sehen, obwohl ich die traurigen Ereignisse beklagen muß, welche euch hierher geführt.

So haßt ihr mich nicht? So könnt ihr der Verbrecherinn verzeihen, die sich so ungeheuer an euch versündigt hat? stammelte Melisende, indem sie sich, von der Pförtnerinn und einer andern Nonne unterstützt, mühsam erhob, und todtenbleich mit gesenktem Haupte und zitternd mit gefalteten Händen vor derjenigen stand, in der sie eine schwerbeleidigte Feindinn vermuthen mußte.

Was geschehen ist, antwortete die Äbtissinn sanft, ist nicht ohne Gottes Zulassung geschehen. Er bedient sich unsrer eignen Schwächen, er bedient sich fremder Leidenschaften und Begierden, um uns zu bessern und zu ihm zu führen. So, Frau von Pottendorf, hat die Zeit und meine Erfahrung mich das betrachten gelehrt, was damahls zwischen uns vorgefallen ist; so bitte ich auch euch, es anzusehen. Und daß es mir nicht schlimm ergangen, daß Gott mich über mein Verdienst gesegnet hat, beweiset euch der Platz, auf den sein Wille und die gute Meinung meiner Mitschwestern mich Unwürdige gestellt.

Während dieser Rede hatte Melisende Zeit

gehabt, sich allmählig zu fassen. Sie blickte in Veronika's blasses aber freundliches Antlitz. Die Ruhe eines gottergebenen Gemüthes lag wie ein Frühlingsmorgen über diesen angenehmen Zügen, und selbst der würdevolle Anzug, der ihren Rang unter den Schwestern bezeichnete, und das glänzende Kreuz auf der Brust, erhöhte das Gefühl geheimer Scheu, mit dem Melisende sie betrachtete, und das selbst vor der Äbtissinn gütigem Benehmen nicht wich.

Am andern Morgen schon ward die Einkleidung vorgenommen. Zum letztenmahle erschien Melisende in weltlichen Kleidern, und wie der Gebrauch und ihr eigener Sinn es wünschte, in fürstlicher Pracht. Zum letztenmahle hatten ihre sie geleitenden Zofen kostbare Perlen und Edelsteine durch ihre zierlich geflochtenen Haare geschlungen, und ein Barett von himmelblauem Sammt, mit wallenden Federn, darauf gesetzt; zum letztenmahle umfloß ein weißer Seidenstoff, reich mit Silber eingewirkt, den majestätischen Wuchs, und ein Oberkleid, von der Farbe des Kopfputzes, himmelblau und mit reichen goldnen Zügen durchwirkt, wallte in schweren Falten zu ihren Füßen nieder. Es war derselbe Anzug, den sie an jenem festlichen Tage getragen, an

welchem ihr Unglück begonnen hatte, bey Friedrichs Wehrhaftmachung. Deutungsvoll hatte sie ihn für diesen Tag bestimmt, und beschlossen, ihn, so wie sich selbst, dem Himmel zu opfern, denn der Schmuck der geistlichen Braut gehörte dem Kloster. Ein Paar Klosterfrauen traten in die ihr angewiesene Zelle, um sie abzuhohlen, denn der Canonicus, welchen der Bischof von Passau als seinen Stellvertreter zu der Ceremonie abgeordnet hatte, stand schon in seinem kirchlichen Anzug am Hochaltar. Sie erstaunten, eine Königinn zu erblicken, wo sie eine ängstliche Novize zu finden erwartet hatten. Melisendens majestätische Gestalt, ihre Schönheit, welche der lange Gram nicht hatte zerstören können, und die Pracht ihres Anzugs überraschten die guten Schwestern. Ehrerbiethiger als sie gewollt hatten, geleiteten sie die griechische Fürstentochter hinüber in den Chor, wo bereits die Äbtissinn an der Spitze ihres ganzen Convents ihrer harrte. Auch Veronika war heute in großem aber frommem Staat. Ein längerer Schleyer von zarterem Gewebe schloß das jugendliche Gesicht ein und wallte über die schmalen Schultern, ein Gewand von feinem, beynahe seidenähnlichem Stoffe umgab die schlanke Gestalt, eine stattliche

Schleppe folgte ihren Tritten, und ein Kreuz von schimmernden Edelsteinen schmückte heute statt des einfachen goldnen ihre Brust. Aber schöner und würdiger als alle diese irdischen Zierrathen erglänzte in den zarten Zügen, in dem Aufblick der frommen Augen der Ausdruck himmlischer Freude über die den Fallstricken der Welt und der Leidenschaften entronnene Seele der neugewonnenen Schwester. So wie Veronika über Melisendens prächtigen Anblick einen Moment erstaunte, so fühlte diese die Macht des reinen Bewußtseyns und der gottgeweihten Unschuld, welche sich in Veronika's Zügen wie in einer Verklärung aussprach. Unwillkührlich sank sie zu ihren Füßen und es drängte sie ein inneres Gefühl, ihrer ehemahligen Schuld eingedenk, sich derselben öffentlich anzuklagen. Die Äbtissinn eilte ihr zuvorzukommen, aber Melisende bath mit eben so demüthigen als eindringenden Worten, ihr diese Beruhigung nicht zu versagen, ehe sie das sehnlich gewünschte heilige Kleid empfing, daß es Veronika endlich gestattete, und nun legte Melisende ein lautes Bekenntniß ihres damahligen Vergehens vor den versammelten Schwestern ab, klagte sich ihres gewissenlosen Verfahrens gegen Veronika ohne Schonung an, und bath zuletzt

mit Thränen unverstellter Reue nicht nur die Äbtissinn, sondern den ganzen Convent um Verzeihung ihrer schweren Schuld.

Der Anblick der königlich geschmückten Frau, die hier mit aller ihrer irdischen Hoheit im Staube dalag, ihre Vergehungen demüthig bekannte, und die von ihr beleidigte Vorgesetzte mit wahrer Reue und Thränen um Verzeihung bath, bewegte alle Anwesenden. Veronika konnte sich des Weinens nicht enthalten, tief gerührt trat sie zu der Knieenden, reichte ihr freundlich die Hand, versicherte sie, daß sie längst Alles vergessen habe, und dieß hiermit vor dem ganzen Convent feyerlich versichere, so wie sie hoffe, Gott werde ihr und Melisenden und jedem armen fehlbaren Menschen gnädig verzeihen.

Jetzt erhob sich Melisende, und zum ersten Mahle nach langer Zeit strahlte ein freudiger Ausdruck aus ihrem dunkeln Auge. Ganz erfüllt mit der ernsten Ceremonie, zu welcher sie hier war, eilte sie nun, mit Hülfe der Schwestern sich des irdischen Staates zu entkleiden, und eine derselben trug den Schleyer, der Melisendens Haupt umhüllen sollte, zum Altar hinaus, damit der Stellvertreter des Bischofs ihn weihe. Dieß geschah unter frommen Gebethen. Indessen

hatte Melisende ihre prächtigen Gewande und das Federbarett eilig abgestreift, der Schmuck wurde aus ihren Haaren gezogen, die Flechten gelöset, die reichen dunkeln Locken sanken unter der Scheere, man umhüllte ihre Gestalt mit dem Klostergewand, das sie begierig ergriff, und sich nicht schnell genug damit anthun zu können schien. Dann brachte man den geweihten Schleyer, sie knieete vor Veronika nieder, und Beyde ergriff die Erinnerung, wie vor Jahren, unweit der Stelle, wo sie sich jetzt befanden, Veronika in jener Nacht des Truges und der Verwirrung Melisenden ebenfalls in die Ordenstracht gekleidet, und als sie sie angezogen sah, mit frommem Herzen gewünscht hatte, sie möchte diese Kleider behalten und des Friedens theilhaft werden können, der aus ihnen über das Gemüth der Novize gekommen war. Nun geschah mit heiligem Ernste, was damahls frevelnder Trug von Melisendens Seite war, und diese Erinnerung erhöhte das Gefühl ihrer Reue und den Wunsch, mit dem abgelegten Kleiderprunk auch allen Fallstricken gefährlicher Leidenschaften auf immer entgangen zu seyn.

Es begann nun ein neuer Lebenslauf für Melisenden, aber sie schien auch ein neuer Mensch

zu seyn. Mit heißem Eifer trat sie ihre oft beschwerlichen Pflichten und Arbeiten an, gönnte sich keine Ruhe, selbst die nicht, die ihr nach den Regeln des Hauses erlaubt war, versagte sich die kleinen und seltenen Freuden, welche ihre Mitschwestern erheitern durften, und verdoppelte die Anstrengungen und schweren Übungen, welche Jeder theils befohlen, theils nach eigenem Antrieb auferlegt waren. So wie immer, handelte sie auch jetzt mit heftigem und leidenschaftlichem Gefühle, das seinen Gegenstand gewechselt zu haben, und statt des mit strafbarer Empfindung geliebten Mannes den Himmel erfassen zu wollen schien. Dennoch gelang dieß nicht. Verrätherisch erwachten Erinnerungen und Bilder in ihrer Brust, ihre Gedanken schweiften aus dem Umkreis der engen Zelle hinaus, und mit Schrecken ward sie dann gewahr, wie unendlich weit sich, ohne es zu ahnen, ihr Geist oft von dem Inhalte ihres Gebethes oder ihrer Betrachtung entfernt hatte. Dann fühlte sie die brennendste Reue, dann verdoppelte sie ihre Büßungen und Casteyungen, und wünschte nur mit heftiger Sehnsucht die Rückkehr des frommen Pater Chrysostomus, der ihr die Dispens des Bischofs vom Probejahre, und die Erlaubniß,

die unwiderruflichen Gelübde abzulegen, bringen sollte, um zwischen ihr und der Welt und allem, was diese enthielt, eine unübersteigliche Scheidewand aufzuführen, hinter der sie allein sich sicher glaubte.

Während dieser Zeit hatte sie auch von einigen der älteren Chorfrauen Auskunft über das eingezogen, was mit Veronika damahls geschehen war, als sie dieselbe in jener verbrecherischen Nacht in der Kirche bey der Todtenwache eingeschlossen zurückgelassen hatte. Die Unglückliche hatte mit bangem Herzklopfen Melisendens Wiederkehr und die Rückgabe ihrer Schlüssel erwartet, und schon hundertmahl bereut, sie ihr übergeben, und die ihr auferlegte Pflicht versäumt zu haben. Als aber die Zeit, welche ungefähr nothwendig war, um den Weg zum Meierhofe hin und her zu machen, längst verstrichen war, da befiel die Novize zuerst der ängstliche Gedanke, ob der Fremden auf dem schauerlichen Wege nicht vielleicht ein Unfall zugestoßen sey, und erhöhte ihre vorige Bangigkeit und die Furcht vor Entdeckung. Denn an den Schlägen der Klosteruhr konnte sie berechnen, daß nun bald die Zeit der Ablösung seyn, und eine andere Nonne an ihre Stelle treten werde. Und Melisende war noch nicht zu-

rück! — Sie stand daher auf, durchschritt unter bangem Schauer die lange dunkle Kirche, und wollte durch die Thüre, aus welcher Melisende sich entfernt hatte, ihr nachfolgen, um sie zu suchen, und zu sehen, was ihr vielleicht widerfahren war. Sie fand sie zu ihrem Schrecken verschlossen. Von verdoppelter Angst getrieben, eilte sie nun zum Hochaltare hinauf, zu der Thüre des Chors, durch welche Melisende eingetreten war und auch die Klosterfrau, die sie ablöste, kommen mußte. Auch diese war verschlossen. — Das hatte also Melisende mit Vorbedacht gethan! Und was war ihre Absicht? was war geschehen? Diese Vorstellungen folgten mit Schnelligkeit sich in Veronika's Geist, ein Blitz erhellte das Gewebe von Lug und Trug, mit dem man sie umsponnen und ihre Leichtgläubigkeit mißbraucht hatte. Die Folgen dieser That erschienen im furchtbarsten Lichte vor ihr, ihre Besinnung erlag so vielen auf sie einstürmenden Schrecken, sie verlor das Bewußtseyn, und sank ohnmächtig auf den Stufen des Altars nieder.

Die ablösende Chorfrau kam an die Thüre des Chors, und war erstaunt, sie verschlossen zu finden. Sie schrieb das der bekannten Ängstlichkeit der Novize zu; sie pochte, sie rief, es regte sich

Niemand in der Kirche. Der Gedanke, daß das junge Mädchen eingeschlafen seyn mochte, erschien nicht unwahrscheinlich. Die besonnene Frau verließ also diese Thüre, und schritt den Kreuzgang hinab zu dem untern Eingang. Auch dieser war verschlossen. Kein Pochen, kein Rütteln rief die Novize herbey. Das befremdete die Chorfrau sehr, und sie eilte nun ins Kloster zurück, um es zu melden, und die Hauptschlüssel zu fordern. Die Novizenmeisterinn und ein Paar Laienschwestern begleiteten sie, man schloß auf, und fand Veronika leblos und erstarrt, einer zweyten Leiche gleich, unweit des Sarges am Boden liegen. Man trug sie zurück, der Vorfall brachte das ganze Haus in Bewegung, die Äbtissinn eilte herbey, mehr als eine Stunde verging, ehe man das Mädchen zum Leben erwecken konnte, und als sie zu sich kam, als sie sich im Kreise ihrer Mitschwestern, von ihrer Liebe und Sorgfalt umgeben sah, da fiel das Bewußtseyn ihrer Schuld mit neuer Schwere auf ihr Herz. Sie wollte sprechen, sie wollte sich anklagen, aber sie vermochte es nicht. Einzelne Laute des Schmerzes waren alles, was sie hervorbringen konnte. Die Novizenmeisterinn, viele der ältern Nonnen, die von jeher dem frommen Kinde gut gewesen wa-

ren, suchten sie zu beruhigen. Diese Bemühungen schienen Veronika's Angst und Unruhe zu verdoppeln. Endlich gewann sie so viel über sich, um mit höchster Anstrengung die Worte: Thorschlüssel! — Melisende! — hervorzustoßen, dann umfing neue Nacht ihre Sinne. Eine Spur von Licht schien sich zu zeigen, die Oberinn sandte sogleich nach Melisendens Gemächern, sie waren verschlossen, und als man sie öffnete, leer. Eine der Nonnen eilte in die Kirche hinab, wo Veronika die Thorschlüssel bey sich gehabt; sie fanden sich, trotz des sorgfältigsten Suchens, nicht. Nun fing erst die rechte Unruhe und Verwirrung im Kloster an. Nachforschungen wurden angestellt, es wurde in den Meierhof gesandt, die Wahrheit halb entdeckt, halb errathen. Am andern Morgen wurde Melisenden nachgesetzt, die Oberinn glaubte das der Ehre des Klosters und ihrer Familie, besonders dem Neffen, schuldig zu seyn, der seine Frau ihrer Obhuth anvertraut. Über die Meierleute erging ein strenges Gericht. Veronika entzog eine schwere Krankheit, die Folge der ausgestandenen Erschütterungen, der strengen Strafe, die sie ohne Zweifel getroffen, und der sie sich, im Gefühle ihres Vergehens, willig unterworfen haben würde. Es vergingen Wochen, ehe

ihre wiederkehrende Besinnung und Kraft ihr erlaubte, der Novizenmeisterinn, die sie wie eine Mutter verehrte, den ganzen Zusammenhang der unglücklichen Begebenheiten zu erklären. Indessen hatte man im Kloster bereits erfahren, wo Frau von Pottendorf sich aufhielt, und dieß erklärte hinreichend alles, was in ihrem Benehmen noch hätte zweifelhaft seyn können. Als Veronika sich ganz genesen fühlte, war es ihr Erstes, sich der Äbtissinn zu Füßen zu werfen, ihre Schuld ausführlich zu bekennen, und sich eine recht genügende Strafe auszubitten.

Der Unwille der Äbtissinn hatte sich längst gegen einen andern Gegenstand gekehrt; sie sah in Veronika nur ein gemißbrauchtes Werkzeug, sie zürnte ihr nicht mehr, aber sie unterwarf sie doch, der Klosterzucht wegen, und weil die Arme selbst darum flehte, einer ziemlich strengen Buße. Veronika übte sie mit Freuden, sie sah darin das Mittel, ihr Gewissen zu beruhigen, sie that alles mit Geduld, Freudigkeit und Liebe, und erwarb sich eben durch die Art, wie sie ihren großen Fehl abbüßte, die Achtung und das Wohlwollen des ganzen Klosters. Bald darauf kam die Zeit, ihre Gelübde abzulegen; sie trat in die Reihe der Chorfrauen, und erbaute Alle

durch ihren Wandel und ihre innige Frömmigkeit, so wie ihre Klugheit und stille Gewalt über sich selbst ihr auch bald unmerkliche Gewalt über Andere gab. Nun stieg sie schnell, und für ihre Jugend mit seltenem Erfolge von Stufe zu Stufe in den Würden des Klosters, und als vor wenigen Wochen die Oberinn das Zeitliche gesegnet hatte, fielen die Stimmen des Convents bey der Wahl eines neuen Oberhaupts beynahe einstimmig auf Veronika. Frangepani fand zu seiner Verwunderung, als er das zweyte Mahl im Kloster erschien, um Melisendens nahe Ankunft zu melden, diese Veränderung; denn er hatte kurz vorher noch mit Pottendorfs Muhme verhandelt, und in dieser eben so viel Erstaunen, als eine heimliche nicht ganz lobenswürdige Schadenfreude erregt, daß sie nun die Sünderinn, welche sich an ihr, an ihrem Neffen, und der Ehre des Klosters so unverzeihlich vergangen, in ihre Macht bekommen sollte. Diese Regung war dem Geistlichen nicht entgangen, aber er war noch betroffener, diejenige jetzt als Haupt der Schwesterschaft zu finden, die, wie er aus Melisendens Geständnisse erfahren hatte, von dieser aufs tödtlichste beleidigt worden war. Veronika's Betragen, ihre ganze Art zu seyn, endlich ihre Äuße-

rungen entfernten bald seine Sorge, und es freute ihn, das Loos der Zerknirschten und Gedrückten von dieser Seite erleichtert zu wissen. Doch wollte er ihr das nicht selbst ankündigen, und so erfuhr Melisende diese wichtige Veränderung erst durch Veronika's Anblick.

Aber sie erfuhr auch die Würde und Trefflichkeit von Veronika's Gesinnung immer mehr, so wie sie länger unter ihrem Einflusse stand. Ohne eine Zärtlichkeit zu heucheln, die sie für Melisenden nicht empfand, wendete sie doch alle Sorgfalt einer Mutter, und alle Aufmerksamkeit einer verständigen Vorgesetzten auf die ihrem Schutze Übergebene. Sie bemerkte bald die übermäßige Strenge, deren sich Melisende befliß, und erkannte aus allem, was sie sah, daß diese Abtödtungen ihrer Gesundheit Gefahr drohten. Da ihr alle frühern Verbindungen und Gesinnungen der neuen Novize bekannt waren, schien es ihr nicht unglaublich, daß sich hinter diesen harten und unerbittlichen Casteyungen nicht bloß reuige Gesinnungen, sondern wohl ein düsterer Vorsatz verbergen könnte. Sie ließ sie daher rufen, redete ihr liebreich und mit schwesterlicher Güte zu, und da der Erfolg ihren Erwartungen nicht entsprach, und Melisende fortfuhr, durch Wachen,

Fasten, selbst auferlegte Qualen und überstrenge Arbeiten in ihre Gesundheit zu stürmen, verboth sie ihr dieß Übermaß unter geistlichem Gehorsam. Melisende versuchte Vorstellungen gegen der Äbtissinn Geboth, und diese verwies sie auf Pater Chrysostomus Ankunft, den man von Passau jeden Tag im Kloster zurück erwartete. Melisende mußte sich ergeben, aber der Unmuth, mit dem sie es that, und der Widerwille, welcher sich in ihrer Brust gegen ihre Vorgesetzte regte, die ihr den Weg des Heils verschließen, oder doch durch unzeitige Milde erschweren wollte, hätte sie überzeugen können, wie weit sie noch von jener Gottergebenheit und Selbstverläugnung entfernt war, die ihr allein wahren Frieden zusichern konnte.

Die Verlobungs-Feyerlichkeiten gingen während denselben Tagen, in welchen Melisende der Welt auf ewig Lebewohl gesagt hatte, in Wels mit königlichem Glanze vor sich. Herzog Friedrich hatte die junge liebliche Braut ganz nach seiner Erwartung gefunden, die ihrige war durch die ungemeine Pracht, womit der Bräutigam vor ihr erschien, durch seine ritterliche Gewandtheit bey den Rennen und Stechen, durch die zarte

Aufmerksamkeit und die Liebenswürdigkeit seines Betragens weit übertroffen. Auch der alte Herzog war ganz durch ihn gewonnen, und manches, was Friedrich früher durch Unterhandlungen nicht erhalten hatte, wurde jetzt der einnehmenden Persönlichkeit des künftigen Schwiegersohnes gewährt. Er fühlte das recht wohl, es vermehrte das stolze Bewußtseyn seiner Macht über Andere, die ihm nicht bloß Geburt und Erbrecht, die ihm auch sein eigenes Selbst gab, es erweiterte seine Wünsche und Forderungen, und fachte neue Flammen des Ehrgeitzes in seiner Brust an.

Mitten in diesen glänzenden glücklichen Tagen gelangte durch einen Rittersmann, der, etwas verspätet, von Wien erst jetzt heraufzog, um noch an den letzten Festen und Herrlichkeiten Theil zu nehmen, die Nachricht von Melisendens Einkleidung nach Wels. Der Herzog saß eben an der Tafel neben der holden Braut, und flüsterte in zärtlichem Gekose mit ihr, als jene Neuigkeit erzählt, und von allen, welche die neue Klosterfrau früher kannten, mit Erstaunen gehört wurde. Auch Friedrich vernahm sie, und sein Gewissen schlug ihn mitten in seiner Herrlichkeit; er hörte, daß die Einkleidung vor wenig Tagen vorgegangen, ja, daß die Frau von

Pottendorf genau an demselben Tage, an welchem er die Brautfahrt angetreten, nach St. Pölten gelangt war, und er konnte sich Alles recht wohl deuten. Er war nicht sogleich im Stande, dieses verwirrenden Eindrucks Herr zu werden. Unrecht hatte er einmahl gegen sie gehabt, nicht allein als er ihre zu kühnen Erwartungen auf seine Hand nicht erfüllt, sondern hauptsächlich damahls, als er sich ihr, der Gemahlinn eines andern würdigen Mannes, mit unrechtmäßiger Leidenschaft genähert. Nun hatte sie sich in der Blüthe der Jahre, wohl noch mit glühender Liebe im Herzen, selbst ins Kloster begraben — und war er denn versichert, daß das ewige Heil ihrer Seele nicht bey einem Schritte gefährdet war, zu dem kein frommer Beruf, zu dem Verzweiflung und Trotz sie getrieben? Das verstimmte ihn mächtig, seine Begleiter verstanden sehr wohl die Veränderung zu deuten, welche sich in seinen Zügen aussprach; die Braut bemerkte sie auch, ohne sie deuten zu können, aber es beunruhigte sie, und die rücksichtslose Heiterkeit des Mahls war für Beyde gestört.

Lange hielt diese Verstimmung nicht an, und wie eine leichte Wolke am schönen Sommertage über das Antlitz der Sonne läuft, für einen Au-

genblick tiefe Schatten verbreitet, aber gleich wieder den lebhaften Strahlen weicht, so verflog schnell aus Friedrichs fröhlich aufgeregtem Gemüthe die trübe Erinnerung. Seine verdoppelte Zärtlichkeit verlöschte bey der holden Braut jeden aufsteigenden Zweifel, und es schien, als ob die kleine Störung den Genuß der nachfolgenden Freuden erhöhen sollte. Es waren noch einige festliche Tage, Kämpfe zu Fuß und zu Roß, eine Mummerey und andere Ergötzlichkeiten vorausbestimmt, womit Herzog Otto von Bayern und Friedrich von Österreich sich gegenseitig zu ehren und zu überbiethen gesonnen waren. Rücksichtslos überließ sich das beglückte Brautpaar allen diesen Herrlichkeiten, und die düstere Erschütterung, welche vor einigen Tagen mahnend an ihre Seelen gerührt hatte, war bereits vergessen, als eine wichtigere und dauerndere plötzlich dazwischen trat. Ein eiliger Bothe aus Wien, den Bernhard von Preußl an den Marschall von Küning gesendet hatte, brachte die Nachricht von dem wirklichen Einfalle der Mongolen in Ungarn, den man schon seit langem gefürchtet, und diese Furcht allzu voreilig aufgegeben hatte, als ihr verheerender Strom eine andere Richtung gegen Pohlen und Schlesien genommen.

Nun war ein unzählbares Heer (Geschichtschreiber gaben es später auf 500000 Mann an), an der ungarischen Grenze erschienen, hatte die Verhaue, welche der König gegen diese Gefahr hatte anlegen lassen, durch die Überzahl thätiger Hände aller Orten zerstört, den Palatin des Reiches, der sich an der Grenze ihrem Eindringen widersetzt, in einer blutigen Schlacht überwunden, und nichts konnte ihre weitern Fortschritte über das unglückliche Land, das ihnen offen stand, hemmen. Das war die Nachricht, welche den Herzog aus dem Arme der Liebe und Freude aufschreckte, und ihn zwang, alsogleich aufzubrechen, und nach Wien zu eilen. War gleich Bela nicht bloß ein gefürchteter Nachbar, sondern auch ein persönlicher Feind des Herzogs, so mußte bey der Gefahr, welche Österreich und der gesammten Christenheit durch diese Barbaren drohte, jede andere Rücksicht schweigen. Dieß erkannte Friedrich hell und gebiethend, und sein Entschluß war gefaßt, nicht bloß seine Länder zu schirmen, sondern, wenn es der Drang der Umstände forderte, auch Bela mit allen Kräften, die ihm zu Gebothe standen, zu unterstützen. Er sprach mit Herzog Otto darüber, beurlaubte sich von der lieblichen Braut, die ihn mit Thränen

und Segenswünschen entließ, und trat, von allen seinen Rittern begleitet, den Rückweg nach Wien an.

Auf dem Wege theilte der Herzog dem Marschall von Künring seine Ansicht und den Vorsatz mit, dem Könige seine Hülfe anzubiethen. Ich hege nur eine Besorgniß, fuhr er fort, ob Bela mich auch gern in seinem Reiche erscheinen sehen, ob sein altes Mißtrauen nicht erwachen wird?

„Unstreitig wird er jener alten Zeit gedenken, aber auch eurer Tapferkeit, eurer Macht. Woher soll ihm Hülfe kommen, wenn nicht von euch? Der Kaiser, an den er sich gewendet in seiner Noth, hat zu viel mit seinen Italischen Fehden und dem Papste zu thun, um sich Deutschlands und seiner benachbarten Fürsten anzunehmen. Der König von Böhmen hat schöne Versprechungen gemacht, und ist mit seinen Schaaren an seinen Marken stehen geblieben.“

Dem kann ich es nicht verdenken, wenn er sich nicht weiter wagt. Er hat diese furchtbaren Mongolen in seinen Ländern gesehen. Sie haben Schlesien und Mähren zur Wüste gemacht, und nur die Tapferkeit des Jaroslaw von Sternberg hat Ollmütz gerettet, und zuerst gezeigt, daß es möglich sey, diese unüberwundenen Horden zu

besiegen. Darum möchte ich hin nach Ofen, ich möchte Bela meinen Muth und meine Vorstellung von der Art, wie diese Heiden allein zu überwinden sind, mittheilen, ihn bereden, alles Frühere zu vergessen, und jetzt gemeinschaftlich in der gemeinschaftlichen Gefahr zu wirken. Aber ich sorge, er nimmt es nicht gut auf, und ich vermehre seine alte Angst vor den Mongolen mit der vor mir.

„Das sorge ich nicht. Geht immer, gnädiger Herr! Ihr wißt nicht, welchen Nahmen euch eure Standhaftigkeit im Unglücke, und eure Großmuth nach euren Siegen gemacht. Ich bin überzeugt, Bela weiß dieß so gut, als es der Kaiser, der Böhmenkönig und die ganze Welt weiß, und er wird dem gemäß handeln."

Künring hatte nicht geirrt. Der Herzog war kaum in Wien und in seiner Burg angelangt, als ihm die Nachricht entgegenkam, die Königinn von Ungarn sey unter dem Geleite des Bischofs von Waizen und mehrerer vornehmen Geistlichen mit ihrem kleinen Sohne Stephan und allen Schätzen des Königs auf dem Wege nach Österreich, um sich in des Herzogs Schutz und Obhuth zu begeben. Lächelnd sah Künring seinen Herrn an, dessen Gesicht eine freudige Röthe

überflog; dann befahl er sogleich frische Pferde stattlich aufzuschmücken, und eilte, von Künring und andern seiner vornehmsten Großen in glänzendem Staate begleitet, auf den Weg nach Preßburg, um seine erhabenen Gäste geziemend zu empfangen. Maria, die Königinn, nahm mit großer Zufriedenheit dieß anstandsvolle Entgegenkommen auf, es beruhigte sie ungemein, denn ihr Gemüth war nicht ohne Besorgnisse über ihre Aufnahme in Wien gewesen. Nun trat sie dem Herzoge zwar tiefbekümmert über die Lage ihres Gemahls und ihres Reiches, aber mit froher Zuversicht entgegen, und mahnte ihn sogleich daran, wie sie schon einmahl vor langen Jahren, als er, der Herzog, noch ein Knabe gewesen, sammt ihrem Gemahle in Österreich bey seinem erlauchten Vater Schutz gesucht, und gefunden. Friedrichs Betragen gegen die Königinn und ihre Begleiter verscheuchte bald jeden Schatten von Besorgniß; er ließ sich von Marien und dem mitgekommenen Bischofe den eigentlichen Stand der Dinge in Ungarn schildern, er vernahm, daß man ihn mit Vergnügen dort erwarten würde, als Helfer und Retter, und er ließ sich nur so viel Zeit, um die Königinn geziemend in seine Burg zu führen, und sie Margarethen zu empfehlen. Dann

brach er mit einer Anzahl Ritter und dem kleinen Heere, das er in der Eile zusammenraffen konnte, schnell auf, um sobald als möglich nach Ungarn zu gelangen.

Die Schlacht gegen die Mongolen bey Liegnitz in Schlesien war vorüber. Herzog Heinrich von Breslau war im Kampfe als Streiter für die Christenheit, für die Menschheit gegen Heidenthum und Barbarey gefallen, mit ihm die Blüthe des schlesischen Adels; vier und dreyßig Rothkirche, drey Wrbna, eine große Anzahl deutscher Ritter lagen todt auf dem Schlachtfelde. [1]) Zum Andenken dieses unglücklichen und doch rühmlichen Kampfes wurde das Kloster Wahlstatt gestiftet, das in unsern Tagen einer ebenfalls denkwürdigen Schlacht seinen Nahmen gab. So wie bey Liegnitz, fanden die wilden Horden, welche Pohlen ungehindert überschwemmt hatten, auch bey Breslau und Schweidnitz tapfern Widerstand. Sie erkannten, daß hier keine so leichten Siege für sie zu erkämpfen waren, und wandten sich, indem sie ihr Heer theilten, und in zwey gesonderten Haufen sich über Mähren und Ungarn ergossen.

In Mähren und Schlesien war der verwüstende Strom schon vorübergerauscht, und auch jene Theile von Pohlen, die an Schlesien grenzten, fingen an, sich nach der Entfernung der barbarischen Haufen zu erhohlen. Der Landmann kehrte zu der verlaßnen Hütte, zum zertretnen Felde zurück, er wagte es, jene auszubessern, dieß zu bestellen, und es verschwanden allmählig die Spuren jener Gräuel und Verwüstungen vom Angesicht jener Länder.

Eine der ersten Sorgen der Menschen in jener Zeit war auf ihre Gotteshäuser gerichtet. Diese wieder in würdigen Stand zu setzen, für die Abhaltung des Gottesdienstes, für die Unterkunft der Geistlichen Anstalten zu treffen, schien ihnen wichtiger und nöthiger, als wie Jeder sein Haus ausschmücke, und sich es in demselben bequem mache. Aus diesen Ursachen war wohl ein großer Theil der Wohnungen in Städten, Dörfern und in den Burgen kaum zur Noth hergestellt, als die Wallfahrtskirche zu Maria Czenstochow schon wieder in anständigem Schmucke prangte, die Geistlichen an den Altären Messe lasen und der Sorge für die Seelen oblagen, und Pilgrimme von nahen und fernen Orten herbeykamen, um wie sonst Trost und Hülfe bey der

Gnadenmutter zu suchen, oder für schon erhaltene ihre Gelübde abzuzahlen.

Da trat an einem heitern Wintermorgen, als die Sonne ihre Strahlen recht erfreulich durch die bunten Scheiben der hohen Fenster gerade auf den Hochaltar und den Priester warf, der dort das Meßopfer verrichtete, ein Pilger mit Hut und Stab in die untere Kirchthüre, sank, so wie er den heiligen Boden betreten, auf seine Knie, beugte das Antlitz in den Staub, und blieb eine Weile so liegen; dann richtete er sich auf, streckte die Hände, im inbrünstigen Gebethe gefaltet, zum Himmel empor, und zeigte in seiner ganzen Haltung eine große aber freudige Bewegung.

Es war ein Mann von hohem Wuchse, bleichem aber edlem Angesichte, das jetzt nur ein schneller Purpur der Freude röthete, und das eine tiefe Narbe, welche sich über die Stirne bis fast an das eine Auge zog, bezeichnete. So wie er am Eingange kniete, blieb er auch und hörte die Messe; dann erhob er sich und schritt die Kirche hinauf, die er nie gesehen zu haben schien, betrachtete aufmerksam die schönen Altäre, die frommen Bilder und Opfergaben, und verrichtete noch hier und da vor einem der Heiligen sei-

ne Andacht. Es waren mehrere Wallfahrter und Leute aus der Nachbarschaft zugleich mit ihm in der Kirche; Einige knieten in den Beichtstühlen und legten ihre Bekenntnisse ab, Andere gingen, so wie er herum, und betrachteten sich die Heiligthümer. Ein bejahrter Priester, der unter der Sakristeythüre stand, bemerkte den Pilger mit der Narbe. Seine Haltung, seine ganze Persönlichkeit schien dem Geistlichen einen Mann von Bedeutung anzukündigen; er näherte sich ihm, grüßte und fragte ihn in der Landessprache, ob er zum erstenmahle hier sey?

Der Pilger bejahte es in gebrochnem Pohlnisch; der Mönch erboth sich, ihm die Merkwürdigkeiten zu weisen, ging mit ihm, und hatte bey den einzelnen Altären und Bildern viel zu erzählen, wie wunderbar dieß oder jenes den Verwüstungen der Heiden entgangen, wie es von frommen Nachbarn gerettet, und wieder gebracht worden, wie manches die Kirche dem erneuten Eifer der Gläubigen nach ihrer Wiederherstellung danke. Unter diesen Gesprächen und Betrachtungen waren sie beynahe um die ganze Kirche herum bis zu einem der Seitenaltäre gekommen, wo der Pilger plötzlich betroffen stehen blieb. Sein Auge fiel auf ein Grabmahl, das

ganz neu und mit großer Zierlichkeit erbaut war. Er erkannte das Wappen des Hauses von Pottendorf, er las die Inschrift, die auf Latein und Pohlnisch in einer frommen Anrufung Gott um die Ruhe von Ritter Ulrichs abgeschiedner Seele und eine fröhliche Urstund anflehte, und den Wanderer aufforderte, für den Verstorbenen zu bethen. Abermahls röthete eine gähe Freude des Pilgers Gesicht, aber Betroffenheit und Erstaunen mahlten sich am sichtlichsten in demselben, und er wandte sich, nachdem er sich gefaßt, an den Geistlichen mit der Frage: Wer denn dieß Grabmahl hier habe errichten lassen?

Ein Schlesisches Fräulein, antwortete der Geistliche, für einen ihrer Verwandten, der im Kampfe gegen die heidnischen Preußen gefallen ist, und der deßhalb der geweihten Begräbnißstätte entbehrt. Da hat sie ihm nun hier ein Grabmahl erbauen lassen, und hat auch Seelenmessen dazu gestiftet, und unsre armen Heiligen gut bedacht.

Ein Schlesisches Fräulein? wiederholte jetzt der Pilger, der von dem, was der Geistliche noch sagte, wenig gehört hatte—und eine Verwandte des Ritters Ulrich, sagt ihr?

Ja, Herr! antwortete der Geistliche: — Es

wird jetzt wohl übers Jahr seyn, daß sie herüber kam aus der Gegend von Ratibor, wo sie lebt, und Bauverständige mitbrachte, und sich Risse vorlegen ließ —

Ich kenne diesen Ritter Ulrich sehr gut, unterbrach der Pilger, der stets mit seinen Gedanken beschäftigt schien, den Geistlichen: Er hat keine Verwandte, wenigstens in Schlesien durchaus nicht.

Wie mögt ihr doch so streiten! Warum sollte denn das Fräulein sich so bemüht, und einen so kostspieligen Bau geführt haben, wenn der Verstorbene ihr nicht recht nahe gestanden hätte?

Er ist aber nicht gestorben, antwortete der Pilger.

Nicht gestorben? entgegnete der Geistliche, und starrte voll Erstaunen den Fremden an: So ist zuletzt Alles eine Lüge?

Nicht Alles, hochwürdiger Herr! Es ist wahr, daß Ulrich von Pottendorf mit vielen andern Herren aus Deutschland, Böhmen und der Schweitz gegen die heidnischen Preußen gezogen ist; es ist wahr, daß er dort in einem sehr unglücklichen Gefechte zusammengehauen wurde, unter den Todten auf dem Schlachtfelde liegen blieb, und dadurch in die Gefangenschaft der Preußen gerieth.

Daher mag es auch kommen, daß ihn seine Freunde für todt hielten. Er lebt aber; er hat Unsägliches unter diesen Heiden ausgestanden, aber Gott und die heilige Jungfrau, der er sich verlobt hat, haben ihn erhalten, und ihm wieder zur Freyheit geholfen.

Nun, Gott sey Dank dafür! rief der alte Geistliche mit herzlicher Freude: Es ist mir allemahl lieb zu hören, daß ein Christenmensch nicht das Opfer dieser Heiden geworden ist. Und unser Fräulein von Kossenitz wird sich auch herzlich freuen, wenn sie es vernimmt. Ach, sie hat dem vermeinten Verstorbenen viel tausend Thränen nachgeweint.

Fräulein von Kossenitz? fragte der Pilger wieder verwundert: Ich kenne keine Person dieses Nahmens.

Ihr? Ihr? Ach, großer Gott! rief der Geistliche jetzt auf einmahl: Da fällt mirs ja wie Schuppen von den Augen — ihr seyd selbst dieser Ritter Ulrich!

Ihr habt es errathen, hochwürdiger Herr! und eben darum —

Dem wir ein Grab errichtet — für den wir Messen gelesen haben! fiel der Geistliche lachend ein: Das ist doch gar zu seltsam.

Laßt es euch nicht reuen, ehrwürdiger Vater, erwiederte Pottendorf: Die Messen, welche ihr für den Verstorbenen gelesen, sind dem Lebenden zu Guten gekommen. Ihr habt für mich gebethet, und Gott euch erhört. Doch nun werdet ihr mir doch glauben, wenn ich euch sage, daß dieß Fräulein von Kossenitz keine Verwandte meines Hauses ist, daß ich sie nicht kenne, ihren Nahmen nie gehört habe. Indessen wer sie auch sey, sie hat mich tief verpflichtet, und zu ihrem ewigen Schuldner gemacht; denn ihre Fürbitte war es gewiß, die mich in der harten Gefangenschaft der Preußen, bey dem Schmerz meiner schweren Wunden wunderbar erhalten und gestärkt hat, und so bin ich ihr auch meine Genesung und meine endliche Befreyung schuldig.

„Und wie wurdet ihr denn befreyt?“

Meine Gefangenschaft war sehr hart, wie ihr denken könnt, und die Behandlung noch härter. Oft glaubte ich, ja, ich darf wohl sagen, oft hoffte ich, meine schweren Wunden, die gar nicht gepflegt wurden, würden bald das Ende meines Lebens, und somit auch das Ende meiner Qualen herbeyführen. Indeß Gottes Wille war anders, als der meine; ich genas langsam, aber zusehends, und sobald ich glaubte, meinen Kräf-

ten vertrauen zu können, sann ich auf Mittel zur Flucht, denn bey meinen barbarischen Herren, die mich und meine Mitgefangenen nicht viel anders als ihr Vieh achteten, glaubte ich mich an keine Gesetze des Krieges und der Ehre gebunden.

„Das versteht sich, es sind ja Heiden, und schon darum keiner Rücksicht werth.“

Ich wußte, daß eine kleine christliche Burg in der Nähe war, in welcher einige deutsche Ritter mit einer Anzahl von Knechten zur Grenzhuth gegen die Preußen lagen. Dorthin richtete ich meine Hoffnungen und meine Absicht. Ich flehte Gott um seinen Beystand an, und wandte mich an die heilige Jungfrau um ihre Fürbitte. Ich gelobte, zu ihrer Kirche hier in Czenstochow zu pilgern, und wenn es mir gelänge, wieder nach Hause und zu meinen Besitzungen zu gelangen, das Gotteshaus dankbar und ansehnlich zu bedenken. Seht, hochwürdiger Herr, Gott und die Gnadenmutter, die ich noch nie vergebens in meinen Nöthen angefleht, haben mich auch hier nicht verlassen. Ich hatte viel zu wagen, und Unsägliches auszustehen, aber endlich gelangte ich doch an mein Ziel. Ich erreichte die kleine Feste, ich gab mich dem Ritter von Salza, der sie be-

fehligt, dem Bruder des Heermeisters, zu erkennen —

„Der wird erstaunt seyn, wie ich es war.“

Er hatte mich für längst begraben gehalten, er glaubte seinen Augen kaum; aber als er endlich nicht mehr zweifeln konnte, da nahm er mich aufs liebreichste auf, ließ meiner wie ein Bruder des andern aufs beste pflegen, und wahrlich, meine damahls noch nicht ganz geheilten Wunden, und was ich bey der Flucht ausgestanden, machten mir Ruhe und Erhohlung nothwendig. Nun bin ich aber, Gott und den guten deutschen Herren sey es gedankt, vollkommen hergestellt, und nun habe ich mich, von ihnen mit allem reichlich versehen, was zur Fortsetzung meiner Reise nothwendig war, sogleich auf den Weg nach diesem Wallfahrtsorte gemacht, um wenigstens Einen Theil meiner Verpflichtungen mit Dank abzutragen.

Der Geistliche lobte des Ritters frommen Sinn, und lud ihn ein, ein Paar Tage in dem Kloster, zu dem er gehörte, zu verweilen, wo seine Mitbrüder sich sehr freuen würden, die Geschichte seiner Gefahren und seiner Rettung zu vernehmen. Aber Ulrichs Wunsch stand nach dem Vaterlande, und er eilte, nach Hause zu gelan-

gen, um sich seinem Lehensherren je eher je lieber vorzustellen; denn er besorgte mit Recht, der Herzog möchte über seine Güter verfügen, oder vielleicht schon verfügt haben. Dennoch, so angelegen er seine Rückkehr betrieb, konnte er doch dem Verlangen nicht widerstehen, sich genauer um das Fräulein von Kossenitz, ihren Aufenthalt, die Lage des Orts u. s. w. zu erkundigen; denn, wenn dieser anders nicht zu weit entlegen war, stand der Vorsatz fest in seiner Seele, hinzuziehen, und dem gütigen Wesen, das ihm so viele Treue und Liebe erwiesen, als es sich überzeugt hielt, er könne es ihm nie vergelten, seinen Dank abzustatten.

Der Geistliche berichtete alles, was er von diesem Fräulein, ihrem Großvater und der Burg, worauf Beyde lebten, in Erfahrung hatte bringen können. Ulrich vermochte zwar nicht deutlicher in diesem räthselhaften Verhältnisse zu sehen; das aber erfuhr er, und es freute ihn sehr, aus der Beschreibung der Lage ihres Wohnorts, daß er, trotz der Eile, mit der er seine Reise fortzusetzen wünschte, denselben ohne großen Umweg und Zeitverlust auffsuchen, und seine unbekannte Wohlthäterinn kennen lernen konnte. Er legte also, als er die Kirche verließ, sein Pilgergewand

ab, in welchem er zu Fuß, wie es sein Gelübde gefordert, den weiten Weg hieher gemacht, that wieder seine ritterlichen Waffen an, welche zwey Knechte, die ihn begleiteten, auf ihren Pferden führten, und trat dann seine weitere Reise in das Schlesische Gebirge an.

Auf der Burg des alten Ritters von Kossenitz ging es still wie in einem Kloster zu. Von einer ehemahls zahlreichen Familie hatte der Greis jetzt Niemand um sich als seine Enkelinn. Kränklich, und folglich oft mürrisch, war sein Sinn und die Einrichtung in seinem Hause nicht geeignet, um öfters Besuche anzulocken, die hier Unterhaltung oder fröhliche Genüsse suchten; dessen ungeachtet aber ward herzliche Gastfreyheit im Schlosse geübt, kein Pilger, kein armer Wanderer, kein reisender Ritter abgewiesen, jeder seinem Stande gemäß bewirthet, und jene, wenn es ihre Umstände heischten, oft mit einem guten Zehrpfennig oder andern nützlichen Gaben entlassen. Bertha sorgte für das Alles, aber sie sorgte auch dafür, daß ihr Großvater so wenig als möglich beunruhigt, und in der festen Ordnung, die sein Hausarzt, der Burgcaplan, ihm vorgeschrieben, gestört würde;

denn diese Ordnung und Ruhe allein fristete des Greises Leben. Die heftigen Erschütterungen, welche der Mongolen Einfall in dem ganzen Lande bewirkt, hatten sich nur in ihren letzten Bewegungen bis in diese Gebirge fortgepflanzt, keiner dieser asiatischen Unholde war in diese Gegenden gedrungen. Schrecken und Furcht war alles, was die friedlichen Bewohner derselben gelitten hatten, und auch diese verloren sich allmählig nach dem Siege bey Ollmütz. Nun war es wieder ganz still auf Kossenitz geworden, und der Winter, der allen geselligen Verkehr hemmte, oder doch erschwerte, vermehrte noch die gewöhnliche Einsamkeit, die ohnedieß hier herrschte. Berthas Leben floß in der größten Einförmigkeit, und nach einer streng geregelten Ordnung hin, welche durch ihres Großvaters kränklichen Zustand, durch seine Laune und lange Gewöhnung den Hausgenossen vorgeschrieben worden war, und pünctlich beobachtet wurde. Bertha hatte sich bald damit befreundet, sie fand sie allmählich wohlthuend, und ihr stilles Leid durch diesen regelmäßigen Tact des Lebens gleichsam in Schlummer eingewiegt. An Übung ihrer Thätigkeit und Selbstüberwindung fehlte es bey dem kranken und oft wunderlichen Greise auch nicht, und sie gewährte ihr den Ge-

nuß eines befriedigenden Bewußtseyns. Sie hatte Pflichten, und keine leichten, zu erfüllen; sie nützte, und ihr Nützen wurde dankbar, sowohl von dem Großvater als dem Hausgesinde, erkannt. Derjenige, dessen Besitz sie einst über das Loos der Sterblichkeit erhoben haben würde, wenn er ihr, und nicht einer Andern, leider Unwürdigen, bestimmt gewesen wäre; dessen Unglück ihre Ruhe gestört hatte, war nun ebenfalls allem irdischen Wechsel und Jammer entrückt, und konnte in den Auen des Friedens genau erkennen, wer es hiernieden am treuesten mit ihm gemeint. Daß seine durch den Martertod für den Glauben verklärte Seele sich unmittelbar zum Himmel geschwungen, war ihr mehr als wahrscheinlich; sollten aber noch irdische Schwächen und Fehle, von denen ja auch der Gerechte nicht frey ist, dem reinen Geiste ankleben, und noch des läuternden Feuers der Buße bedurft haben, so konnte sie ja hoffen, daß die Gebethe und Meßopfer, welche sie gestiftet, und die Bitten, welche sie täglich für ihn dem Himmel darbrachte, ihn bald aus seinem qualvollen Zustande befreyen, zum Anschauen Gottes und zur ewigen Seligkeit führen würden.

So saß sie an einem trüben Winter-Nachmittage in ihrer Stube am Erkerfenster, das die Aussicht über das Thal unter dem Schloßberge gewährte. Es war die Zeit, wo der Großvater nach der Mahlzeit zu ruhen pflegte, und Bertha benützte diese Muße zu Gebeth, zu Betrachtungen, oft auch zu Ergießungen ihrer Empfindungen, die sie auf ihrer Harfe in Töne kleidete. Um sie war Alles stille, nur das Feuer knisterte zuweilen im mächtigen Ofen, und draußen vor dem Fenster regten sich die leichten Schneeflocken, die gedrängt, aber still, durch die dämmernde Luft herabsanken, und sich auf die verhüllte Erde legten. Manche Gedanken, manche Erinnerungen gingen durch ihre Seele, sie griff in die Saiten, und sang dazu:

Wie oft hört' ich den Lenz erheben,
Mit seinen Blumen, seiner Lust,
Mit seinem neuerwachten Leben,
Das fröhlich schwellt des Menschen Brust!
Wie Vöglein in den Zweigen singen,
Der freye Bach durch's Grüne rauscht,
Auf Triften die Schallmey'n erklingen,
Und Alles Lieb' um Liebe tauscht!

Ja köstlich sind des Frühlings Spenden,
Doch ach wie flüchtig ihre Spur!
Kaum blüht der May an allen Enden,
So sengt des Sommers Gluth die Flur;
Und von viel tausend Hoffnungsblüthen,
Die oft ein einz'ger Baum genährt,
Was bleibt von früher Stürme Wüthen,
Vom Biß der Würmer unversehrt?

Nein, dieses Wechseln, dieses Schwanken,
Es sagt dem stillen Sinn nicht zu;
Der sehnet sich nach festern Schranken,
Und lobet sich des Winters Ruh.
Da ist kein Hoffen mehr, kein Zagen
Kein Spähen nach der Wolken Zug,
Und ohne Wunsch, wie ohne Klagen
Liegt Alles unterm Leichentuch.

Das sinket leis' und lind hernieder
Aus trüber Luft auf's starre Land,
Und hüllt der müden Erde Glieder
In reiner Unschuld Prachtgewand.
Und die darunter schlafend liegen,
Sie sind von Schmach und Banden frey,
Sie kann kein falsches Herz mehr trügen,
Sie schmerzt nicht mehr verrath'ne Treu.

Sie wohnen jetzt in sel'gen Auen,
In unzugänglich reinem Licht,
Sie können auf uns niederschauen,
Und wissen wohl, was uns gebricht;
Sie wissen, wer es redlich meinet,
Wer weder Trug noch Wanken kennt,
Sie wissen, wann der Tag erscheinet,
Der dort vereint, was hier getrennt.

Als sie geendet, trat der Diener mit der Ampel in der Hand ins Zimmer, um ihr zu melden, daß der Großvater sie unten im Tafelsaale erwarte. Sie folgte ihm durch die düstern Gänge, und fand den Greis da, wo er sich am liebsten aufhielt, im Lehnstuhle nahe an dem ungeheuern Ofen saß, der mit bunten, in den Thon gebrannten Heiligenbildern prangte, und ein ganzes Legendenbuch war, an dem man sich in den langen Winterabenden erfreuen und erbauen konnte. Vor ihm stand ein großer Tisch aus schwerem Eichenholz, eine Wachsfackel brannte darauf in dem massiven Silberleuchter, und vermochte nur sparsam das weite, hohe Gemach zu erhellen, dessen Decke mit schöngeschnitztem aber dunkelm Holze getäfelt war, und dessen von der Zeit gebräunte Wände, zwischen zierlichen Pfeilern und künstlichen Schnörkeln, Waffen, Bilder, Hirsch-

geweihe, erbeutete Fahnen und andere Erinnerungen an die kräftigern Heldenjahre des Ritters schmückten. Bertha wünschte dem Großvater guten Abend, schürte das Feuer lebhafter an, legte ihm die Kissen zurecht, befahl dem Diener Einiges, und nachdem sie für Alles versorgend gewaltet, nahm sie das mächtige Chronikenbuch, auf Pergament geschrieben und mit schönen Schildereyen bey den Anfangsbuchstaben der Capitel verziert, das von den Thaten des Böhmenherzoges Crok, seiner Tochter Libussa und andern ähnlichen Geschichten handelte, und fing an, ihm vorzulesen, wie es jeden Tag um dieselbe Zeit Gebrauch war. Aber der Greis war bey der milden Wärme, die sich um ihn verbreitete, über den oft gehörten Sagen, aufs neue eingeschlafen. Bertha hielt inne — Alles schwieg, und sie konnte deutlich des Holzwurmes Nagen im Getäfel vernehmen. Da dünkte es sie, das Horn des Wächters auf der Zinne zu hören. Es wunderte sie, es war spät, finster, der Schnee lange und dicht gefallen, und wahrscheinlich alle Pfade zum Schlosse verschneyt. Vermuthlich war es ein armer Wanderer, der hier Schutz suchte. An einen Gast höhern Standes dachte sie nicht; solche hatte der Burgwart Befehl sogleich zum Ritter

selbst zu führen, und zu ihrem Erstaunen hörte sie bald darauf rasche Mannestritte auf dem Gange, der zur Tafelhalle führte. Die Flügelthüre öffnete sich, der Burgwart erschien, und ließ einen hochgewachsenen, in blanken Stahl gekleideten Ritter eintreten, der sich ein Paar Schritte nä-herte, höflich verneigte, und um Vergunst bath, diese Nacht hier im Schlosse verweilen zu dürfen, weil ihm das Schneegestöber nicht erlaube, weiter zu reisen. Es war dämmerig im Zimmer, und daher in der Entfernung, in welcher der Fremde stand, nicht möglich, seine Züge zu unterscheiden, obwohl er das Visier aufgeschlagen hatte; aber der Ton seiner Stimme drang mit unbegreiflichem Zauber an Berthas Herz, und weckte schmerzlich theure Erinnerungen. Der alte Ritter war indessen aufgewacht, er sah den Gast stehen, hörte seine Bitte, und gab ihm freundlich Antwort, indem er ihn ersuchte, näher zu treten, die Waffen abzulegen, und sichs am warmen Ofen bequem zu machen. Der Fremde folgte der Aufforderung, Bertha erhob sich, um ihn zu bewillkommnen; der Schein der Kerze fiel hell auf seine Gestalt. Schöne aber ungemein bleiche Züge schauten aus dem Helm hervor, ein Paar freundliche Augen schienen sich forschend auf sie zu rich-

ten; da schlug sie mit einem Schrey des Entsetzens beyde Hände vors Gesicht, und sank auf ihren Stuhl zurück. Sie hatte den Todtgeglaubten erkannt, und in der ersten Bestürzung nichts anders gedacht, als seinen Geist zu sehen. Der Großvater, über ihren Schrey erschrocken, fragte besorgt, was geschehen sey?

Verzeiht, nahm der Fremde das Wort, wenn mein Eintritt hier unwillkommen seyn sollte. Ich komme aus der Gefangenschaft der Preußen, bin ein Lehensmann des Herzogs von Österreich, und mein Nahme ist Ulrich von Pottendorf.

Pottendorf? wiederhohlte der Greis: Doch nicht jener Pottendorf, der, wie wir hörten, in der Schlacht an der Weichsel gefallen ist?

Derselbe, erwiederte dieser: Meine Wunden waren tief und schwer, ich blieb für todt unter den Leichen liegen.

Und welcher glückliche Zufall erhielt euch am Leben?

Die Feinde wollten mir die Rüstung ausziehen, die ihnen einigen Werth zu haben schien. Sie spürten Leben an mir, und da sie vermuthen konnten, daß sie keinen gemeinen Reisigen vor sich hatten, beschlossen sie, meiner zu schonen, in der Hoffnung, ein gutes Lösegeld zu erhalten;

und nun erzählte er mit kurzen Worten seine letzten Gefahren und Abentheuer, wie er sie dem Geistlichen in der Kirche erzählt hatte.

Bertha hatte während dieser Reden ihre Fassung allmählig wieder gewonnen. Es war kein Geist, es war Ulrich selbst, und sie durfte sich dem entzückenden Gedanken überlassen, daß er lebe, daß sie ihn vor sich sah! Jetzt ließ sie die Hände sinken, und während der Ritter ihrem Großvater weiter von seiner Gefangenschaft und Befreyung erzählte, erhob sie den Blick, versenkte sich im Betrachten dieser geliebten Züge, dieser theuern Gestalt, und sog mit inniger Seligkeit den Laut seiner Stimme in sich. Jetzt bemerkte sie auch über dem Einen Auge unter dem Helm die Spur einer tiefen Narbe; sie sah die Veränderung, welche Zeit, ausgestandene Beschwerden, vielleicht auch geheimer Kummer an dieser Gestalt hervorgebracht hatten. Dennoch war er schön, ja er schien Bertha mit diesem Zeichen seines Muthes, den er im Kampfe für den Glauben erprobt hatte, jetzt schöner als selbst damahls, wie er vor ihren Augen um seine Braut warb, und zuerst der bittere Pfeil in ihre Brust gedrungen war.

Der alte Ritter ersuchte nun seinen Gast noch=

mahls, sichs bequem zu machen, die Rüstung abzulegen, und hieß Bertha, nach der Sitte jener Zeit, ihm dabey zu helfen. Er ist ja ein Streiter Gottes, setzte er hinzu, als Bertha erröthend zögerte, und der Ritter eine abwehrende Bewegung machte — und jede Frau oder Jungfrau muß es sich zur Ehre rechnen, ihm die Waffen abzunehmen, die er für unsern heiligen Glauben geführt. Bertha trat ermuthigt und mit leuchtenden Augen zu Ulrich, und er mußte es gestatten, daß sie ihm half das Schwert ablegen, die Riemen und Schnallen des Panzers lösen, und die Waffenstücke bey Seite legen. Ihre Hände zitterten wohl, indem sie es that, aber sie war dennoch überselig. Jetzt lösete er sich die Spangen des Helms, nahm diesen vom Haupte, und Bertha ergriff ihn, um ihn bey Seite zu tragen; aber nun erschien die breite tiefe Narbe, welche noch roth und frisch quer über die Stirne lief, und an dem einen Auge endete. Mein Gott! rief sie, indem sie die Gefahr bedachte, die diesem Leben gedroht, hielt den Helm in zitternder Hand, und starrte mit dem Ausdruck der Angst und Theilnahme auf die Narbe. Er wendete sich bey diesem Ausruf zu ihr, sein Auge begegnete dem ihrigen, sie vermochte nicht,

seinen Blick auszuhalten; erröthend schlug sie den ihrigen nieder, und er hatte in ihrem Herzen gelesen. Sie faßte sich indessen schnell wieder, machte sich geschäftig daran, den Helm auf die übrigen Waffenstücke zu legen, und Ulrichs Blicke folgten ihr.—Das war also ohne Zweifel des Ritters Enkelinn, diejenige, der er so vielen Dank schuldig war! Ein sonderbares Gefühl bemächtigte sich seiner Seele. Was war es, das ihn, den Unbekannten, ihr so werth gemacht hatte? Und es war ein sehr jugendliches, liebliches Kind, das in jeder Bewegung, wie sie dort auf dem Stuhle die Waffen zurecht legte, anmuthig erschien. Er betrachtete sie genauer, jetzt schienen ihm ihre Züge bekannt, er hatte sie schon sonst gesehen. Plötzlich rief er aus: Nein! Ich täusche mich nicht. Ich finde hier eine Landsmänninn wieder. Das ist Fräulein Bertha von Haslau!

Ihr kennt meine Enkelinn? fragte der Alte: Das freut mich.

Wohl kenne ich sie, antwortete Ulrich, und das Fräulein erinnert sich meiner vielleicht auch noch vom Hofe der verwitweten Frau Herzoginn von Österreich.

Bertha sah erröthend zur Erde. Sie gedachte jenes Schreyes und Falles in dem Augenblicke

seiner Werbung. Wir hatten alle Ursache, erwiederte sie leise und verlegen, euch für todt zu halten. Darum erschrack ich, wie ich euch sah.

Wie wenig dacht' ich doch, nahm Ulrich das Wort, indem er mit überwallender Freude Bertha's Hand ergriff, euch hier in den Schlesischen Bergen zu finden! Wahrlich, ihr wißt nicht, Fräulein, wie glücklich mich dieses Wiedersehen macht!

Bertha sah empor, sie bemerkte den Ausdruck einer sehr regen Freude in Ulrichs Blicken, und da sie sich erinnerte, wie wenig er ihrer in Wien geachtet hatte, so fiel ihr mit Einem Mahle ein, er könnte in Czenstochow gewesen seyn, und das Denkmahl ihrer heimlichen thörichten Neigung gesehen haben. Hocherröthend, erschrocken zog sie ihre Hand aus der des Ritters, stammelte einige Worte, die wie eine Entschuldigung klangen, und eilte aus dem Zimmer.

Der Großvater sah ihr erstaunt nach. Ein seltsames Ding, dieß Mädchen! sagte er kopfschüttelnd: Ganz anders, als sonst die Dirnen ihres Alters und Standes. Was ihr nur wieder eingefallen seyn mag?

Ich will hoffen, daß mein Betragen sie nicht

beleidigt hat, sagte Ulrich besorgt: Das wäre mir wahrlich schmerzend.

„O nicht doch, Herr von Pottendorf! Sie hat sich gewiß eben so erfreut, euch zu sehen, als ihr, sie hier zu finden. Ich weiß ja, wie hoch ihr in ihrer Meinung steht, wie sie stets von euch gesprochen, und wie viele Thränen sie vergossen, als die Kunde von eurem Tode sich hier verbreitete.“

Das Fräulein war damahls schon hier bey euch?

„Sie war eben unlängst hergekommen. Ich hatte sie mir von der Frau Herzoginn ausgebethen.“ Er erzählte nun, was der Leser weiß, und fügte noch Vieles zum Lobe seiner Enkelinn bey, mit wie sicherer Hand sie, trotz ihrer Jugend, gleich nach ihrer Ankunft die Zügel des Hausregiments ergriffen, wie besonnen und doch sanft sie zu walten verstehe, wie sie seines Alters, seiner Kränklichkeit so liebevoll pflege, sich durch keine Beschwerde ermüdet oder ungeduldig zeige, und wie sie sich von dem ganzen Hausgesinde lieben und fürchten zu machen wisse. Wahrlich, schloß er seine warme und ausführliche Lobrede, das Mädchen könnte ein wahrer Schatz für einen braven Mann werden. Aber sie will nicht, ihr Sinn steht nach dem Kloster.

Nach dem Kloster? fragte Ulrich betroffen:

Nach dem Kloster! wiederholte er nachdenkend, und ein wehmüthiges Gefühl ließ ihn den wahren Grund dieses Wunsches errathen.

Sie wäre schon längst eingekleidet, nahm der Großvater das Wort wieder, aber sie versagt sich diesen Wunsch aus Liebe zu mir. Das gute Kind! Sie will mich nicht verlassen, so lange ich lebe. Nun ich denke immer, Herr Ritter, ich werde sie wohl nicht lange mehr aufhalten. Dann mag sie ihrem frommen Berufe folgen. Indessen lebt sie hier schon fast wie eine Nonne. Sie ist am liebsten ganz allein, schließt sich in ihr Kämmerlein ein, und vertreibt sich dort die Zeit mit Bethen, Harfenspiel und kunstreicher Arbeit. Seit sie hier ist, und das ist weit über ein Jahr, hat sie den Umkreis des Hauses noch nicht verlassen, als zwey Mahl, um eine Wallfahrt zur Gnadenmutter nach Czenstochow zu machen.

Ulrich horchte bey diesem Nahmen hoch auf, und richtete einen aufmerksamen Blick auf den Alten. Aber dieser schien nichts zu wissen oder nichts sagen zu wollen. Von dem Monument war keine Rede, auch wurde ihr Gespräch bald unterbrochen, indem zwey Diener eintraten, wovon der erste Wein in einem prächtigen silbern- und vergoldeten Pokal, der mit Edelsteinen verziert

war, und der zweyte auf einem silbernen Kredenzbrette zwey kleine Tummler, aus kostbaren Steinarten künstlich geschnitzt, brachte, und auf den Tisch vor die beyden Herren setzte. Seht, da schickt uns meine Bertha schon etwas zur Erhohlung, sagte der Greis: Ey! ey! das geschieht wohl euch zu Ehren, Herr Landsmann! Da hat das Mädchen das schönste, was sie in ihren Schränken aufbewahrt hat, für euch aufgesetzt. Der Alte schenkte fröhlich ein. Pottendorf fühlte sich durch Alles, was er seit seinem Eintritt in dieß Zimmer gehört und erfahren, seltsam angeregt. Aber er konnte sich diesen Gedanken nicht überlassen; denn der Greis, der viel Gefallen an seinem Gaste zu finden, und manches Ungemach, das ihn sonst quälte, über seiner Unterredung vergessen zu haben schien, vertiefte sich bald mit ihm in ein angelegentliches Gespräch über die Begebenheiten der letzten Zeit und Ulrichs eigene Schicksale, so daß Bertha's Erscheinung, und was zwischen Ulrich und ihr vorgefallen war, für einige Zeit aus seinem Sinne schwand.

Die arme Bertha saß indeß in ihrer Kammer und vergoß heiße Thränen. Sie hatte ihn wiedergesehen, denjenigen, der ihr ganzes Leben

und alle ihre Gedanken und Empfindungen beherrschte. Er lebte, er war allen Gefahren entgangen, und ein glücklicher Zufall hatte ihn nach Kossenitz geführt. — Aber war es auch ein Zufall gewesen? Wenn er in Czenstochow gewesen wäre? Wenn dieß ihn veranlaßt hätte, hierher zu kommen? Der gerade Weg aus der Gegend, wo er sich, seinen Reden nach, zuletzt aufgehalten, nach Österreich, ging nicht durch diese Berge. Und wenn er auch nichts wußte, welchen Trost brachte ihr denn sein Leben? Ach, das erste Entzücken, das sie so beseligend durchschauert, als sie ihn erkannte, als sie sich um ihn beschäftigen, ihm helfen, ihn entwaffnen durfte, verschwand nur zu schnell vor der Betrachtung der Zukunft. Er kehrte nach Österreich zurück, wo er sein treuloses Weib und alle Schmerzen wiederfand, die ihn aus dem Vaterlande vertrieben hatten. Und sie hatte ihn ja für diese Welt verloren, er mochte nun mit seinen Pflichten einer Andern gehören, oder im Grabe liegen! Ja, das letzte dünkte Bertha viel minder schmerzlich; denn dann hatte an den verklärten Geist Niemand ein näheres Recht, und ihre Liebe für ihn war kein Unrecht.

So versenkte sie sich, je länger sie nachdachte,

immer mehr in ihren Gram, den Ulrichs Wiederkunft recht lebhaft erweckt hatte. Und wenn es vollends war, wie sie in manchen Augenblicken zu glauben Ursache fand, wenn er in Czenstochow gewesen war? Sie durfte sich diesen Gedanken nicht ausmahlen, um nicht vor Schaam zu vergehen. Welche Unannehmlichkeiten standen ihr bevor, wenn Pottendorf etwa diese Sache vor dem Großvater erwähnen sollte, dem sie jederzeit ihr Vorhaben und seine Ausführung klug und geschickt verborgen hatte, um allen lästigen Erkundigungen und Vermuthungen auszuweichen! Verstört, betrübt, angstvoll saß sie im dunkeln Zimmer und fühlte recht in diesem Augenblicke allen Unsegen ihrer unglücklichen Neigung zu dem edelsten Manne, die ihr von dem ersten Entstehen an durch so viele Jahre nur Schmerzen gebracht, die ihr selbst die höchste Freude des Wiedersehens verbitterte, und die dennoch, das erkannte sie wohl, mit ihrem Leben verwachsen war. Was hatte sie nicht durch sie gelitten, und wie hatte keine Zeit, keine Entfernung, kein Schmerz sie zu schwächen vermocht! Der Himmel, der sie in ihrer Brust geweckt, mußte allein wissen, wozu? Vielleicht war sie ihr zur Prüfung, zur Läuterung auf ihrer irdischen Laufbahn gegeben, und die Schmerzen,

die sie durch dieselbe hiernieden auszustehen hatte, sollten ihr jenseits zu Gute gerechnet werden. Dieser Gedanke flößte zuerst einige Beruhigung in ihr aufgeregtes Gemüth; es wurde stiller in ihr, und sie beschloß auch den Widerstreit zu endigen, den der Zweifel, ob sie beym Nachtessen erscheinen und den Ritter wiedersehen sollte, oder nicht, in ihr erhoben hatte. Sie wollte sich die Freude nicht versagen, die geliebte Gestalt zu betrachten. Es war ja sichtbar, daß ihn Gott ihr zugeführt hatte, daß er ihre stille Neigung nicht verdammte, und daß er ihr väterlich über alles Andere auch hinüber helfen werde.

Mit dieser Zuversicht erschien sie, als die Eßglocke die Bewohner des Hauses zum Nachtmahle rief, wieder in der Halle, wo sie den Großvater mit dem Ritter und dem Burgkaplan, der indessen eingetreten war, noch in eifriger Unterredung fand. Man ging zu Tische, der Greis nahm seinen Platz an der Oberstelle allein ein, ihm zur rechten und linken Hand wies er dem Ritter und Bertha ihre Sitze an der langen Seite der Tafel an, so daß keines die Augen erheben konnte, ohne das Andere zu erblicken. Die übrigen Plätze wurden durch den Burgkaplan und einige von des Ritters höhern Hausbedienten und sogenann-

ten Ministerialen besetzt. Ulrichs Blicke ruhten oft und mit sehr wohlwollendem Ausdrucke auf Bertha; er betrachtete sie jetzt genauer, er fand ihre Gestalt sehr angenehm, und ein nonnenhafter Schleier, der das Gesicht eng umschloß, kaum die Farbe der Haare, die er bedeckte, erkennen ließ, und Nacken und Schultern verhüllte, schien ihren sinnigen Zügen einen eigenthümlichen Ausdruck zu geben. Ihre Augen waren fast immer vor sich niedergeschlagen, wenn sie sie aber erhob, dann glaubte er ein verborgenes Feuer in ihnen lodern zu sehen, das seltsam mit ihrem klösterlichen Anzuge abstach; denn nicht allein der Kopfputz, auch die ganze Kleidung deutete in Farbe und Schnitt auf den Stand hin, dem sich Bertha gewidmet hatte, und ließ nur die äußern Umrisse einer feinen, zierlichen Gestalt erkennen. Übrigens nahm sie an dem Gespräche der Männer durchaus keinen Theil, aß sehr wenig, und äußerte ihre Aufmerksamkeit auf ihre Umgebung bloß durch Beobachtung alles dessen, was dem Großvater, dem sie vorlegte und einschenkte, und den übrigen Gästen angenehm oder dienlich seyn konnte. Dieses Alles merkte Pottendorf sehr genau; es beschäftigte ihn, er hielt, was er an Bertha jetzt sah, mit dem, was ihm der Großvater erzählt, was er in Czen=

stochow gehört, was er selbst noch zu Hause von ihr gewußt, zusammen, er fühlte, wie sein Antheil an ihr, aber auch seine Befangenheit gegen ein Mädchen wuchs, das ihm so seltsam gegenüber stand.

Seine Abreise war für den kommenden Morgen festgesetzt, und er trat also zeitig, ganz gewaffnet, und zur Reise fertig, in den Saal, wo er den Ritter von Kossenitz zu finden, und sich von ihm zu beurlauben dachte. Der Tag graute kaum, draußen verlängerte dichtes Schneegestöber das zögernde Nachtdunkel, so wie es dasselbe gestern früher herbeygeführt hatte. Der alte Ritter war noch nicht da, vielleicht noch nicht aufgestanden, und Pottendorf trat in den tiefen Erker eines Fensters, blickte auf die winterliche Gegend hinaus, und überlegte eben, ob er Bertha wohl noch zu sehen bekommen würde? Daß er seiner Anwesenheit in Czenstochow und überhaupt Alles dessen, was Bezug darauf hatte, nicht erwähnen durfte, das hatte ihm ein leises Gefühl gesagt; aber gesehen hätte er das Mädchen gar zu gern noch einmahl, und ihr ein herzliches Lebewohl gesagt. Da ging die Thüre auf, die an dem obern Ende des Saals in die innern Gemächer der Burg führte; Bertha kam, nicht ahnend,

daß jemand im Saale sey, heraus, um etwas zu hohlen. Pottendorf verließ das Fenster, und trat vorwärts. Bertha erschrack, aber sie konnte nicht wohl umkehren; so faßte sie sich, ging auf den Ritter zu, und both ihm einen guten Morgen. Er antwortete lebhaft, denn es freute ihn ungemein, daß der Zufall so freundlich für ihn gesorgt hatte; und sie, die in Allem sichtbare Fügung des Himmels sah, glaubte nicht zu fehlen, wenn sie Stand hielt, und das Gespräch fortsetzte, das sie so glücklich machte. Pottendorf erfuhr von ihr, daß ihr Großvater nicht die Freude haben werde, ihn zu begrüßen, daß er dieß dem Burgkaplan in seinem Nahmen aufgetragen, weil seine Jahre und seine Schwäche ihn immer bis gegen Mittag an sein Lager fesselten, und daß jener sogleich sammt dem Morgenimbiß erscheinen würde. Bis dahin wollte Ulrich den günstigen Augenblick benützen, sein Herz drängte ihn, seinen Dank gegen Bertha wenigstens auf irgend eine Art auszusprechen; er wiederhohlte ihr also seine Freude, die er gestern gefühlt, als er sie so unvermuthet hier gefunden, er dankte ihr für ihre freundliche Aufnahme, für das Mitleid, das sie mit seiner Gefahr bezeigt, als sie die Narbe seiner Wunde gesehen, und versicherte sie, daß das

Andenken daran nie aus seiner Seele schwinden würde.

Sie sah ihn zweifelnd, düster an. Eine geheime Stimme sagte ihr, daß ihr gestriges Betragen so viel warmen Dank nicht verdient hatte; die Vermuthung wegen Czenstochow drängte sich ihr wieder auf. Statt Pottendorfs Rede zu beantworten, fragte sie schnell, indem ihr Auge forschend auf seinen Zügen lag: Verzeiht, Ritter, welches Weges seyd ihr von Marienburg hierher gekommen?

Eine schnelle Röthe überflog des Ritters Gesicht bey dieser Frage. Er wußte sich indessen zu fassen, und nannte einige Orte, die er mit Wahrscheinlichkeit als seine eigentliche Straße angeben konnte, und die Bertha's ängstliche Vermuthung entkräften sollten; aber sie hatte sein Erröthen und seine augenblickliche Betroffenheit doch bemerkt. Sie wußte nun, was sie zu erfahren gezittert hatte. Er war in Czenstochow gewesen, er hatte Alles gesehen und gehört, seine Reise hierher war das Werk seiner Neugier gewesen, sie war verrathen. Die Thränen drangen ihr bey diesem beschämenden Gedanken aus den Augen, sie wollte sich von ihm abwenden, aber er faßte sanft und ehrerbiethig ihre Hand. Wendet euch nicht

von mir ab, edles Fräulein! sagte er: Heget keinen Unwillen gegen mich! Der allmächtige Gott ist Zeuge meiner reinen und dankbaren Gesinnung. Aber da ich, fuhr er fort, und seine Stimme wurde inniger, euch wahrscheinlich in meinem Leben nicht mehr sehen werde, so schenkt mir ein Andenken von dieser Stunde! Es soll mich überall hinbegleiten, in die Schlacht und in den Tod, den ich doch wohl endlich finden werde. Bertha's Thränen, die vorhin nur in einzelnen Tropfen in ihr Auge getreten waren, fingen nun an zu strömen, sie konnte ihnen nicht gebiethen. Ulrich stand neben ihr, und seine Blicke ruhten mit inniger Theilnahme auf ihr.

Als sie sich etwas ermannt, und ihre Thränen getrocknet hatte, lösete sie, ohne zu sprechen, ein schön gearbeitetes Crucifix, das an einem Bande an ihrem Halse hing, ab, und legte es schweigend in des Ritters Hand; er empfing es eben so, verbeugte sich tief, und drückte es an seine Lippen, dann sagte er: Gott gebe euch seinen besten Segen, edles, gutes Fräulein! Vergeßt meiner nicht in eurem Gebethe!

Ihre Thränen brachen heftiger hervor, schluchzend rief sie: Eher würde ich meiner selbst vergessen! und da in diesem Augenblicke die untere

Thüre aufging, und der Kaplan eintrat, verhüllte sie ihr Gesicht in den dunkeln Schleyer, der ihr Haupt umwallte, und floh aus dem Zimmer.

Ulrich stand noch ein Paar Augenblicke, und sah ihr tiefbewegt nach; dann wendete er sich zu dem eintretenden Geistlichen, der kam, den Herrn vom Hause zu entschuldigen, und den Ritter zum Frühstück einzuladen. Ulrich nahm diese Höflichkeit freundlich auf, und genoß flüchtig etwas Weniges, dann nahm er Abschied von dem Kaplan, trug ihm noch viele Bezeigungen seiner Dankbarkeit an den Ritter und an Fräulein Bertha auf, bestieg sein Pferd, und ritt mit düstern Gedanken in den kaum erhellten Wintermorgen hinaus.

Als Herzog Friedrich nach Ofen kam, fand er die Stadt, so wie das ganze Land in unruhiger Bewegung, theils mit Zurüstungen beschäftigt, um sich den Mongolen zu widersetzen, theils voll argwöhnischer Furcht vor den Kumanen, welche von Vielen für geheime Verbündete jener schrecklichen Horden gehalten wurden. Diese Furcht, so wie das alte Mißvergnügen vieler Großen mit Bela, brachte Uneinigkeit, Zweifel, Unzu-

länglichkeit in die Maßregeln, welche der Drang der Umstände heischte, während das unzählbare Heer der Feinde sich langsam, wie ein dunkles Meer, heranwälzte, dessen erste Wellen sich schon bis gegen Pesth selbst verbreiteten. Hier geschahen freylich einige glänzende Waffenthaten; die zerstreuten Schwärme, die sich zu weit vorgewagt hatten, wurden mit großem Nachdrucke zurückgeschlagen, und Friedrich erprobte bey diesen Gelegenheiten wieder jene Tapferkeit und Kraft, welche, mit seiner Wohlgestalt und ritterlichen Gewandtheit verbunden, schon früher die Aufmerksamkeit ungarischer Großen auf ihn gerichtet, und zu Vergleichungen, die zum Nachtheile Bela's ausfielen, Veranlassung gegeben hatten. Auch jetzt geschah dieß, es blieb dem Könige nicht verborgen, es entzündete aufs neue seine Eifersucht, und Friedrich fühlte es an des Königs Betragen gegen ihn.

Im unglücklichsten Augenblicke brachen plötzlich die lange genährten Funken der Zwietracht zwischen den Ungarn und Kumanen in helle Flammen aus. Die Burg ihres Oberhauptes, Kuthen, wurde gestürmt, er mit seinen Weibern und Hausgenossen ermordet, und das Unheil, welches diese blutige That hätte verhindern sollen, wurde

durch dieselbe erst recht furchtbar hervorgerufen. Die Kumanen, durch jene Grausamkeit aufgebracht, schlugen sich überall auf die Seite der Mongolen, und dienten ihnen zu geschickten Wegweisern und Kampfgenossen.

Herzog Friedrich erkannte bald, daß bey diesem Stand der Dinge, und bey Bela's Argwohn gegen ihn, seine Gegenwart und das kleine Heer, welches er in der Eile hatte aufbringen können, hier wenig Nutzen schaffen konnten, und daß es zweckmäßiger seyn würde, seine eigenen Länder mit gesammter Kraft gegen jene verheerende Fluth zu schützen, welche unaufhaltsam herandrang, und der Bela's Macht bey dem verworrenen Zustande des Landes keinen rettenden Damm entgegen setzen konnte. Er kehrte also nach Österreich zurück, berief seine Getreuen, sandte an die benachbarten Fürsten, ließ sie zur vereinten Hülfe in dieser allgemeinen Gefahr der Christenheit auffordern, und betrieb in seinen Ländern die Rüstungen gegen einen feindlichen Einfall der Mongolen, dessen er sich versehen mußte, so wie Ungarn bezwungen wurde, mit aller Anstrengung und Thätigkeit, die in seinem Gemüthe lag, und die, durch so manchen glückli-

chen Erfolg in seinem größten Unglück, zu kühnerer Zuversicht erwachsen war.

Eine Bothschaft traf ihn hier, bald nach seiner Ankunft, die ihn im ersten Augenblick erschütterte, gleich darauf aber die Zufriedenheit seiner Brust erhöhte. Melisende hatte in ihrem Kloster Mittel gefunden, sich von allem, was in Wels vorgefallen war, Nachricht zu verschaffen. Friedrich war nicht bloß verlobt, er war auch geliebt und liebte wieder ein holdes jugendliches Wesen, und alles Frühere war für seinen immer weiter strebenden Geist versunken und verschwunden. Als daher gegen Weihnachten Frangepani oder P. Chrysostomus nach St. Pölten ins Clarenkloster kam, fand er Melisenden, die ihn mit leidenschaftlicher Ungeduld erwartet hatte, voll Verlangen und vollkommen bereit, die ewigen Gelübde abzulegen. Er hatte die Dispens erhalten und mitgebracht, kein Hinderniß stand mehr entgegen, und in eben den Tagen, wo Friedrich in Ofen glänzende Proben seines Muthes ablegte, und die stolzesten Hoffnungen in seine Seele einzogen, leistete die verlassene, vergessene Freundinn den unwiderruflichen Eid, der sie auf ewig von ihm und der Welt trennte, und durch die Unmöglichkeit der Rückkehr und den

Ernst der Pflichten, denen sie sich geweiht hatte, zuerst eine Ahnung von Ruhe und frommen Frieden in ihre stürmevolle Brust senkte.

Nicht lange nach Friedrichs Rückkehr nach Österreich wurde die unglückliche Schlacht gegen die Mongolen am Sajo geliefert, das ganze ungarische Heer wurde vernichtet, die Blüthe des Adels erschlagen. Der König gerieth mehr als einmahl in persönliche Gefahr, woraus nur die aufopfernde Treue einiger seiner Begleiter ihn rettete. Sein Bruder Kolomann war schwer verwundet, und bald nach der Schlacht an diesen Wunden gestorben. Nun ergossen sich die Schwärme der Mongolen ungehindert über das ganze Land, machten es zur menschenleeren Wüste, und verübten solche Grausamkeiten, daß die Schriftsteller jener und späterer Zeiten nicht genug dunkle Farben und gräßliche Bilder finden, um die Greuel zu schildern, die damahls in Ungarn geschahen.

Der König entkam durch Hülfe einiger Getreuen. Er haßte Friedrich von Österreich im Grunde seines Herzens, aber er konnte nicht umhin, seinen Gesinnungen, wie seinem Muth und seiner Tapferkeit zu vertrauen. Schon früher hatte er ja die Gattinn, den Sohn, die Schätze

zu ihm gesandt, so flüchtete er denn auch in seiner größten Bedrängniß zu dem geachteten Feinde, und gelangte durch die Karpathen, auf einem weiten Umwege, nach Österreich.

Hier fand er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer, das sich unterdessen gesammelt hatte. Der König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen, der Markgraf von Baden, der Patriarch von Aquileja, auch kein persönlicher Freund Friedrichs, hatten, die gemeinsame Gefahr erkennend, bedeutende Heerhaufen gesendet, und unter des Herzogs Oberbefehl gestellt. Dieser sah sich daher an der Spitze einer Macht, welche stark genug schien, um es mit den Mongolen aufnehmen zu können, und er lagerte, als er vernahm, daß sie gegen Österreich heraufzogen, in der Ebene bey Neustadt. Als die Mongolen-Fürsten Nachricht von dem Heere erhielten, das gegen sie schlagfertig stand, sandten sie Bothschaft an den Herzog, und entbothen ihm Bündniß und Freundschaft, wenn er seinen Glauben verlassen, und zu ihnen übertreten wollte. Obwohl nun kein Gedanke in seine Seele kam, diesen Antrag anzunehmen, so erhob sich doch sein Selbstbewußtseyn noch stolzer als vorher, denn er wußte: er war der einzige christliche Fürst, den sie mit ei-

ner solchen Bothschaft geehrt hatten. Er wies sie ab, und die Schlacht begann; die Barbaren, nur an leichte Siege und wildes Verwüsten, nicht an tapfern Widerstand gewohnt, wandten schnell den Rücken, flohen unaufhaltsam, und ihrer Viele wurden von Friedrichs Kriegern im Nachsetzen erschlagen. So endete für Österreich diese drohende Gefahr. Bela kehrte in sein Reich zurück, Friedrich sah ihn gern scheiden, und in Wien wie in ganz Österreich war nun Ruhe, Wohlstand, Ordnung und Sicherheit.

Nur in Friedrichs Brust nicht. Der Verlauf der letzten Jahre hatte ihn kennen gelehrt, welche Kräfte in seinem Geiste, welche Hülfsmittel in den Ländern lagen, die seinem Zepter unterworfen waren. So vieles Kühne, Gewagte war schon gelungen; warum sollte er hier stehen bleiben? Die Königskrone flimmerte unabläßig vor seinen Blicken, aber das Königreich dünkte ihm jetzt für seine neuen Entwürfe zu klein. Rastlose Wünsche regten sich in seiner Brust, die Gelegenheit schien sich ihm darzubiethen, sie war überaus lockend, und er schritt eben, jene Wünsche und Entwürfe im Herzen bewegend, heftig das Ge-

mach auf und ab, als ein Edelknabe die Ankunft des Marschalls von Österreich, Herrn Heinrichs von Künring, meldete, der mit einem Gesichte, welches eine ungewöhnliche Bothschaft zu verkünden schien, eintrat. Aber der Herzog, dessen Gemüth zu voll von den Gedanken war, die in ihm gährten und arbeiteten, achtete der Miene des Eintretenden nicht, sondern rief ihm sogleich zu: Gut, daß du kommst, Künring! Ich habe Wichtiges mit dir zu bereden.

Ihr befehlt, durchlauchtigster Herr, antwortete der Ritter, sich verneigend.

„Ist der Heerbann schon ganz aus einander gegangen? Die Böhmen sind heim, das weiß ich.“

Auch die Kärnthner und Aquilejer, alle fremden Haufen sind fort, sie haben auch am weitesten nach Hause. Die österreichischen und steyrischen Fähnlein sind noch beysammen im Lager an der Leytha, wie ihr sie verlassen, gnädigster Herr, und ich denke morgen oder übermorgen hinaus, um ihnen anzukündigen, daß sie auch in Gottes Nahmen ziehen können. Ihr habt den Feind so nachdrücklich zurückgeworfen, daß wir nichts mehr zu fürchten haben.

„Laß das noch, Heinrich! Laß die Haufen beysammen! Ich denke ihren guten Willen, den sie

kaum zu beweisen Zeit und Gelegenheit gefunden, auf andere Weise zu gebrauchen."

Wie so, gnädiger Herr? Ihr denkt schon wieder an Krieg? Droht denn irgendwo Gefahr? Ich wüßte nicht —

„Gefahr eben nicht, wenigstens keine augenblickliche. Möglich wäre es aber doch, siehst du das nicht selbst ein, daß es diesen Mongolischen Hunden einfallen könnte, hierher zurückzukehren?"

Das sollte ich nicht glauben. Sie haben die Schwere eures Arms schon in Ungarn erprobt, sie haben jetzt wieder vor euren siegreichen Waffen fliehen müssen. Euch fürchten sie, gnädigster Herr; das hat schon ihre Gesandtschaft bewiesen, und sie versuchen es wohl nicht zum zweyten Mahle, hierher zu kommen.

„Es ist unwahrscheinlich, du hast Recht! Aber ein kluger Mann muß auch Möglichkeiten berechnen, und darauf gefaßt seyn. Dieser Bela und seine ganze Macht ist zu Boden geworfen. Von ihm ist nicht die geringste Unterstützung zu hoffen, und das gesammte Ungarn hält mir nicht Einen Mongolen ab, wenn es ihn lüstete, nach Österreich zu kommen. Mein Land steht also von dieser Seite ihnen so gut wie wehrlos offen, wenn

ich nicht beständig mit meinen gewaffneten Schaaren zu Felde liegen, und Grenzhuth halten will."

Das scheint doch nicht nöthig. Weit und breit ist keiner der Barbaren mehr zu sehen. Sie sind, wie es heißt, alle südwärts, gegen Dalmatien, gezogen, wohin sie wissen, daß der König sich geflüchtet hat.

„Immerhin! Wie sie hinab gegen Süden gezogen, können sie auch wieder kommen. Es ist daher unumgänglich nöthig, hier kräftige Vorkehrung zu treffen. Du lässest mir die Banner nicht auseinander gehen. Vielmehr ist es mein Wille, daß sie vorrücken, und die Grenzmarken überschreiten. Ich denke das Sicherste, ja das Einzige, was ich für die Rettung meiner Länder thun kann, ist, jenen Strich von Ungarn, der mit meinem Österreich und der Steyermark grenzt, mit hinlänglicher Macht zu besetzen.

Gnädiger Herr! erwiederte Künring betroffen: Ihr wolltet —

Mir ein Stück von Ungarn zueignen, indessen nur pfandweise. Bela ist mir noch eine ungeheure Summe schuldig. Oder glaubt er, ich hätte es vergessen, wie er damahls die furchtbare Noth, in welche mich der Verrath meiner falschen Lehensleute gebracht, unedel benutzt, und mir mei-

nen ganzen mühsam gesammelten Schatz abgedrungen hat? Hat er's vergessen, ich sicher nicht! Ich besetze die Comitate, die mir zunächst liegen. Sie sind jetzt herrenloses Gut, denn Bela selbst ist nicht im Stande, sie zu schützen.

„So denkt ihr den Landstrich später dem Könige wieder zurück zu geben?“

Hm! Was ich denke oder denken werde, wird es Zeit seyn zu offenbaren, wenn der Augenblick eintritt, erwiederte Friedrich mit seltsamen Lächeln.

Es ziemt mir nicht, euch auf das, was die Welt, was der Kaiser zu diesem Schritte sagen wird, aufmerksam zu machen, versetzte Künring bescheiden: Daran habt ihr, gnädiger Herr, gewiß schon selbst gedacht.

Friedrich schwieg, dann sagte er: Kennst du die Fabel von der Gelegenheit, und wie sie abgebildet wird? Einen Haarschopf hat sie vorn an der Stirne, übrigens ist der Scheitel kahl und glatt. An den Haarschopf muß sie fassen, wer sie halten, und sich ihrer bedienen will zu seinen Zwecken. Läßt er ihn fahren, so kehrt sie ihm den Rücken zu, und er kann ihrer ewig nicht mehr habhaft werden.

Künring versuchte noch einige Vorstellungen

über die zweifelhafte Rechtlichkeit des Verfahrens, über die gefährlichen Folgen, welche es haben könnte. Er fand seines Herrn Ohr taub, seinen Sinn fest und gehärtet gegen jeden Widerstand. Die angestammten Länder waren bedeutend, für ein eigentliches Königreich dennoch zu klein. Das hatte er nie so deutlich eingesehen als jetzt, wo sich ihm eine Gelegenheit both, die schwerlich je so wiederkehrte, seinem Reiche den Umfang zu geben, den es eigentlich haben mußte. Es wäre thöricht, ja tadelnswerth, sie nicht zu ergreifen; er konnte, folglich wollte er. Das war der Sinn aller seiner Einwendungen, und Künring sah bald ein, daß er nicht blos vergebens redete, sondern daß er auf dem Wege war, seines Herrn Unwillen je mehr und mehr zu reitzen. Er schwieg also, aber er verweilte noch. Er hatte eine Bothschaft zu bringen, über deren Wirkung auf des Herzogs Gemüth er schon vorher zweifelhaft war; denn Friedrich war seit einiger Zeit verändert, und sein großes Glück, das Gelingen seiner Entwürfe, hatte ihn verwöhnt. Nun vollends, da er des Herren Mißmuth beynahe erweckt hatte, scheute sich Künring doppelt, mit jener Kunde hervorzutreten, und melden mußte er sie dem Herzoge doch, der sie sicher

mit nächstem und vielleicht auf eine mißfälligere Art erfahren konnte.

Das Gespräch war zu Ende, der Herzog hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, und einige Pergamentstreifen ergriffen, auf welchen die Goldschmiede von Wien Zeichnungen der künftigen Königskrone auf seinen Befehl entworfen hatten. Künring stand noch an der Thüre, der Herzog wandte sich nach ihm um. Du hast noch was auf dem Herzen? rief er barsch: Noch eine Strafpredigt? Eine Eulenprophezeyung? Heraus damit!

Künring verneigte sich: Ich werde es nicht mehr wagen, meinem gnädigsten Herrn zu widersprechen. Er will und er gebeuth, das muß mir genug seyn. Das Vollziehen ist dann meine Sache.

Du wirst wohl thun, wenn du dich daran hältst, antwortete der Herzog scharf: Aber was hast du sonst noch?

„Es fängt sich eine Nachricht an in Österreich zu verbreiten, die mir schon von zu vielen Seiten in die Ohren gekommen ist, als daß ich nicht glauben müßte, es sey kein bloßes leeres Gerücht, wie es oft Lüge oder Mißverständniß, nichtigen Blasen gleich, emportreibt."

Eine Nachricht? Und welcher Art ist sie Wohl keine erwünschte, weil du so viele Umstände machst, sie mitzutheilen.

„Mit Unterschied, gnädiger Herr! Manchem, wie mir zum Beyspiel, kann sie nur erfreulich seyn, wenn sie sich bewährt. Mancher möchte vielleicht das Gegentheil wünschen.“

Laß hören!

„Es ist eine seltsame Sache, und grenzt wohl ans Wunderbare. Das Grab soll seine Todten wiedergeben, der, den wir längst als verloren beweint —“

In dem Augenblick sprang Friedrich von seinem Sitze auf, und stand vor dem Marschall. Pottendorf lebt! Er kommt zurück! rief er heftig, denn sein Geist hatte in schneller Ahnung die Wahrheit errathen.

So ist es, gnädiger Herr! Wenigstens kann ich beynahe nicht mehr zweifeln.

Friedrich antwortete nicht, sein Auge ruhte düster, forschend auf Künring, dann verließ er ihn, und schritt rasch das Gemach einige Mahle auf und ab. Ein Sturm durchtobte sein Inneres. Die ganze Vergangenheit ging in flüchtigen Bildern seine Seele vorüber. Endlich siegte das bessere Gefühl, und freundlich lächelnd trat er zu

Künring, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sagte: Auch mich freut deine Nachricht, lieber Heinrich, und um der guten Bothschaft willen will ich dir dein Unglücksgekrächz von vorhin verzeihen. Wie gut nun, daß wir seine Güter nicht vergeben haben!

Es war immer, als hielte eine verborgene Stimme euch ab, gnädiger Herr, antwortete Künring mit plötzlicher Freude, nicht bloß über die wiederkehrende Huld seines Gebiethers, die sich in seinem gütigen Benehmen kund gab, sondern darüber, weil er den Sieg des Rechten in des Herzogs Seele gewahrte: Wie oft mußte ich euch im Nahmen Anderer um ein oder anderes der Pottendorfischen Lehen angehen. Ihr schlugt es allemahl ab.

Hatt' ich nicht Recht? O glaube mir, Heinrich, es lebt eine Stimme in unserer Brust, der wir nur zu horchen brauchen, um auch über manches Verborgene Aufschlüsse zu erhalten, das dem Menschen im gewöhnlichen Lärmen und Treiben der Welt entgehet. Mir war immer, dieser wackere Ulrich könne mir nicht verloren seyn, ich müßte ihn noch sehen, es müßte noch zwischen uns — er hielt inne, und sagte dann, sich unter-

brechend: Er findet sein Weib als Nonne, sie hat die ewigen Gelübde abgelegt. Wie nun?

„Das wird ihn nicht unglücklich machen. Er hatte sie als eine Geschiedene betrachtet, schon wie er Österreich verließ.“

Er wäre nie mit dem Weibe glücklich gewesen. Die ganze Heirath war ein Mißgriff von beyden Theilen.

„Ich war mit seiner Wahl nie einverstanden. Ihn hatte die Schönheit geblendet.“

Ja, schön ist sie, bey Gott! Und sie zog der Reichthum, der Ruf des Ritters, auch seine Wohlgestalt an?

„Geliebt, so recht im eigentlichen Sinne, hat sie ihn wohl nie. Sie wollte glänzen, herrschen. Sein stilles aber festes Gemüth ließ sie zu beyden nicht gelangen, und so ist es wohl gut, daß eine ewige Scheidewand sie jetzt trennt.“

Der Herzog entließ nun den Getreuen und schärfte ihm noch ein, den Freund, wenn er wirklich wiederkehrte, seiner fürstlichen Huld und Gnade zu versichern, und zu ihm zu führen, und dann den im Lager versammelten Schaaren den Befehl zum Vorrücken zu bringen. Er selbst überließ sich den wechselnden Gedanken und Empfindungen, welche dieß Gespräch in ihm erzeugt

hatte. Er sah in Pottendorfs so unverhoffter Rückkehr, so unangenehm ihn die Nachricht davon im ersten Augenblicke ergriffen, ein Pfand himmlischen Beyfalls, daß auch dieser Stachel aus seiner Seele genommen werden, und er Pottendorf jede Genugthuung, jeden Ersatz würde geben können, die dieser billig fordern konnte. So schien sich Alles erwünscht vor ihm zu ebnen, und jedes Hinderniß auszugleichen. Unmöglich also konnte, was er Belas wegen vorhatte, einen so zweifelhaften Anstrich tragen, als es Künrings Einwendungen ihm hatten glauben machen wollen. Der, dem Alles gelang, den der Himmel mit allen seinen fröhlichen Gaben überschüttete, konnte nicht tadelhaft vor seinem Angesichte erscheinen.

Ulrich von Pottendorf hatte mit sehr lebhaften aber sehr gemischten Empfindungen den heimathlichen Boden von Österreich begrüßt, und diese wurden noch aufgeregter, wie er jetzt am Abende eines frischen heitern Tages zum Ausgange des Winters die Gegend seiner Heimath erreichte, und auf einer kleinen Anhöhe still haltend, die Zinnen des väterlichen Schlosses von ferne in der Ebene erblickte. Die niedersinken-

de Sonne umgoß sie mit röthlichem Golde, und beleuchtete freundlich die niedern Hütten des Dorfes, so wie etwas seitwärts von diesem des treuen Aichspalters Haus, der dort auf dem väterlichen Freygut lebte. Wie so heimlich, wie so vertraut sah Alles aus, wie so gar nicht verändert seit den mehreren Jahren, die Ulrich in der Fremde zugebracht hatte! Noch standen diese Thürme und Wälle, welche seine Voraltern erbaut, in denen Geschlechter erblüht und wieder vergangen waren, deren Blut in seinen Adern rollte, und deren Wohnsitz und letzten Ruheplatz er nimmer wieder zu sehen gedacht hatte! Dort lagen die Wiesen, auf denen er sich als Knabe mit Aichspalter in kindischen Spielen getummelt, jenes vorspringende Fenster an der Kirche gehörte zur Gruft seiner Ahnen. Und er sah alles das wieder, er sollte wieder hier leben, hier, wo so viele wehmüthige, so manche tiefschmerzende Erinnerungen seiner warteten. Sein Geist versank in trüben Gedanken. Langsam und sinnend ritt er den Hügel herab, als ein verworrenes Geräusch vieler Stimmen ihn aus seinem Nachdenken erweckte. Man hatte vom Freygut sowohl als vom Dorfe den stattlichen Rittersmann in der völligen Rüstung erblickt, dem zwey Knappen, in die

Farben des Pottendorfschen Hauses gekleidet, ebenfalls zu Pferde, folgten. Schon seit einiger Zeit hatte das Gerücht: Herr Ulrich lebe, er sey der Gefangenschaft unter den Heiden entgangen, und werde ins Vaterland zurückkommen, sich unter den Einwohnern des Dorfes, so wie überhaupt im Lande verbreitet; aber Niemand, selbst Aichspalter nicht, hatte es gewagt, dieser wenig verbürgten Kunde vollen Glauben beyzumessen. Als indessen jene Erzählung öfter und immer mit mehr glaubhaften Umständen wiederhohlt wurde, trieb die Sehnsucht, die alte Treue Aichspaltern an, sich bey dem Freunde seines Herrn, bey Herrn Heinrich dem Künringer, zu erkundigen. Was dieser ihm sagte, bestärkte die trostvollen Hoffnungen, und ein Paar Tage, nachdem Curt von Wien wieder nach Hause zu den Seinigen gekehrt war, schenkte ihm die gütige Vorsicht die Erfüllung des heißen Wunsches. Er erblickte den Ritter zu Pferde auf der Höhe, er sah die Knappen, und mehr als seine Augen sagte ihm das lautklopfende Herz, es sey sein Herr, es sey der gütige Freund und Gespiele seiner Jugend. Er erkannte ihn an der Haltung, an jeder Bewegung, an der Art, wie er das Pferd lenkte. Freudetrunken rief er seinen Kindern zu: Herr

Ulrich kommt, er ist da! und stürzte hinaus, den Nahenden entgegen. Ihm folgten Viele der Bewohner des Dorfes, und so einsam und unerkannt Ulrich in seine Burg einzuziehen vermeint hatte, fand er sich doch plötzlich von einem Schwarm freudiger Menschen umgeben, die ihn jubelnd begrüßten, sich an ihn und sein Pferd drängten, und wenn es ihnen nicht so wohl wurde, seine Hand oder seine Rüstung berühren zu können, froh waren, wenn sie sein Pferd streicheln konnten. Ihr lautes Rufen, ihre ungestüme Freude, vor Allem Aichspalters Anblick, der der erste den Hügel hinan sprang, athemlos vor Eile, und stumm vor Entzücken bey dem Pferde stehen blieb, seinen Herrn anstarrte, indeß ihm Freudenthränen unbewußt über die männlichen Wangen liefen, und er nur, ohne reden zu können, die Hand ausstreckte, um die seines Herrn zu fassen, und an seine Lippen zu drücken — Alles dieses überwältigte Ulrichs Herz. Willkommen! willkommen, lieber Kurt! rief er und auch seine Augen wurden naß, und er drückte des Jugendgespielen Hand mit Innigkeit. Gott grüß' euch, meine lieben Kinder alle! setzte er hinzu, indem er sich freundlich nach allen Seiten hinwandte, und nickte und grüßte, und eine freudige Rüh-

rung, wie er sie zu fühlen nicht mehr gehofft hatte, sein Herz erfüllte. In so regen, erhebenden Gefühlen, in warmem Dank gegen Gott, der ihn diesen Tag und diese Freude hatte erleben lassen, zog er langsam reitend, indeß Kurt stets dicht neben ihm ging, und sich nicht satt an ihm sehen, und über die tiefe Narbe genug verwundern konnte, die Ulrichs Stirn schmückte, in seine Burg ein.

Er fand hier durch Aichspalters Vorsicht Alles wohl geordnet, und zu seinem Empfange bereit, genau so, wie es vor seiner Verheirathung, nach dem Tode seines Vaters gewesen, und er dankte im Stillen dem Freunde diese Rücksicht. Bald war er wieder eingewohnt, und bald lief das Gerücht seiner Wiederkehr durchs ganze Land, und zog von fern und nah seine alten Freunde und Bekannten herbey. Einer der ersten war Heinrich, den die Kunde im Lager an der Leytha erreicht hatte. Sobald hier die Befehle im Nahmen des Herzogs gegeben waren, flog er nach Pottendorf. Er hatte das Schloß seit jenen verhängnißvollen Tagen, wo er bey Ulrich als Flüchtling Schutz gesucht, nicht wieder betreten, und was war nicht seitdem geschehen! Wie hatte sein eigenes, des Freundes Schicksal sich verändert, wie

hatte sich des Herzogs Sinn so ganz anders gestaltet! Diese Veränderungen machten den Inhalt ihres lebhaften Gespräches aus. Es war Künring nicht möglich, Melisendens gar nicht zu erwähnen, deren Schicksal so eng mit dem des Herzogs verflochten war. Vorsichtig stellte er also zuerst die Frage, ob Ulrich wisse, was mit jener Frau, welche er einst die seine genannt, während seiner Abwesenheit vorgegangen sey?

Ich weiß es, erwiederte Pottendorf ernst: Sie ist im Klarenkloster, und hat dort die ewigen Gelübde abgelegt. Von Herzen will ich wünschen, daß ihr Geist die Ruhe und den innern Frieden finden möge, den ihr die Welt nicht gewährt.

„Nun seyd ihr vollkommen getrennt."

Wir waren es früher schon förmlich, und noch mehr der Gesinnung nach.

„Ich glaube, es würde dir ein Leichtes seyn, jetzt päpstliche Dispensation zu erhalten, um zu einer neuen Heirath zu schreiten."

Ich denke nicht daran. Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer.

„Du bist der Letzte deines Stammes."

Auch Friedrich ist der Letzte des Seinigen. Wo die Eiche stürzt, darf das niedere Gehölz sich über seinen Untergang weder wundern noch beklagen.

„Unser Herzog ist aber alles Ernstes bedacht, den seinen zu erhalten. Er ist bereits mit der vierten Frau verlobt, und wird sie wohl heimführen, sobald er von Verona zurückkommt.“

Er geht nach Verona? So entschließt er sich doch, außer Landes vor dem Kaiser zu erscheinen, und seinem Vorrechte zu entsagen?

„Es ist eine freundliche Einladung von Seite des Kaisers, keine Vorforderung. Sonst würde Friedrich in der Stimmung, in welche ihn die ehrenvollen Ereignisse der letzten Zeit versetzt haben, schwerlich sich dazu bereit finden lassen. Die Angelegenheit wegen der Königlichen Würde soll dort ganz beendigt werden.“

Das sind glänzende Erwartungen. Wenn ihnen nur der Erfolg entspricht!

„Er sucht sie auf alle Weise zu begründen; er erweitert und stärkt sich von allen Seiten durch Bündnisse und durch rasche Schritte. Was er mit Ungarn vorhat, weißt du.“

Du hast es erzählt. Ich kann es nicht billigen.

„Ich auch nicht. Aber sein Wille ist unbeugsam. Er war stets beharrlich auf seinem Entschlusse, nun vollends ist nichts mehr vermögend, ihn zu einer Änderung zu vermögen.“

Es scheint, das Glück hat ihn verwöhnt.

„Morgen rücken die Schaaren über die Leytha. Bela ist unfähig, irgend einen Widerstand zu leisten, die Mongolen hausen noch in seinen Ländern. Mit Böhmen hat Friedrich sich aufs engste verbunden, indem er des Königs Sohne Wladislaw seine Nichte Gertrud verlobt hat. Der Herzog von Bayern wird sein Schwiegervater, der Kaiser ist ihm geneigt, und ehrt ihn auf jede Weise; im eigenen Lande hält er mit starker Hand jeden möglichen Widerstand nieder, und die einmahl die Schwere seines Arms empfunden, versuchen es nicht leicht zum zweyten Mahle. Das weiß ich am besten. Auch ist sein Regiment löblich, wenn gleich streng. Das Land erhebt sich überall in Flor und Segen, und bey den Auswärtigen weiß er sich Respect zu verschaffen. So, scheint mir, steht wohl seinen kühnen Entwürfen nichts oder nur wenig entgegen.“

Du magst Recht haben. Mir erscheinen die Sachen überhaupt wohl in zu düsterm Lichte. Wie den Herzog das Glück, so hat mich, könnte ich sagen, das Unglück verwöhnt. Und doch muß ich Gott danken, der mich so wunderbar, so väterlich bis hierher geführt, und mir die Freude geschenkt hat, dich, meine Unterthanen und meinen lieben Kurt wieder zu sehen. Das war

mir der schmerzlichste Gedanke, wenn ich so an meiner schweren Kopfwunde in der Rauchhütte meines preußischen Gebiethers darnieder lag, Schmerzen, Unbequemlichkeiten und Entbehrungen aller Art dulden mußte, daß ich dort im fremden Lande, unter lauter Heiden sterben, kein bekanntes Gesicht in meiner Todesstunde um mich sehen, keine heiligen Sacramente empfangen, kein Wort von deutscher Zunge hören sollte. Nun bin ich doch wieder da!

„Gott sey dafür gelobt und gedankt! Wie haben wir dich Alle so tief und innig betrauert, als der Graf von Habsburg uns die Nachricht deines Todes brachte. Niemand zweifelte damahls daran, in Keines Brust kam auch nur ein Strahl von Hoffnung oder von Zweifel.“

Man hat mir ja sogar ein Grabmahl errichtet, versetzte Ulrich mit einem kleinen Lächeln, indem eine leichte Röthe flüchtig über sein Antlitz zog.

„Ein Grabmahl?“

Und ein stattliches dazu. Ich fand es in der Kirche der Mutter Gottes zu Czenstochow, wohin mich nach meiner Befreyung mein Gelübde führte, und erstaunte nicht wenig darüber.

„Und wer hat es denn erbauen lassen?“

Nun wird der unbekannte Freund es wohl haben abbrechen lassen, sagte Ulrich ausweichend, denn die Nachricht von meinem Leben hat sich schnell überall verbreitet.

„Sie ging dir lange voraus, aber es war Niemand, der im Anfange daran glauben wollte. Allmählich ließen sich immer mehr und mehr Stimmen vernehmen, die von dir sprachen. Manche wollten dich gesehen, von dir gehört haben. Als ich beynahe nicht mehr daran zweifeln konnte, bezähmte ich meine Freude, und ging zum Herzog, es ihm zu melden, denn ich wußte nicht, wie er die Kunde aufnehmen würde."

Meine Erweckung vom Tode kann ihm wohl nicht willkommen seyn.

„Doch! doch! Im ersten Augenblicke überraschte es ihn, das ist wahr; im zweyten trug das bessere Gefühl den Sieg davon. Er freute sich mit mir über deine Rückkehr, er freute sich doppelt darüber, daß er der geheimen Scheu in seinem Innern nachgegeben, und deine Lehengüter stets zurückgehalten hatte. Er trug mir auf, dir dieß zu sagen, und dich seiner Gnade zu versichern."

Er ist ein edler, ein wahrhaft fürstlicher Herr. Das erkenne ich, wie ich soll, und keine persönliche Verletzung hat mich je in diesem Glauben

irre gemacht. Gott erhalte ihn lange dem Vaterlande und uns!

„Du solltest dich ihm bald vorstellen. Er wünscht dich zu sehen.“

Mich zu sehen? entgegnete Ulrich betroffen, und schwieg eine Weile: Heinrich, du bist mein Freund, mein Waffenbruder; dir darf ich unumwunden sprechen. Ich gehe nicht zum Herzog.

Wie, du wolltest dich weigern? Deinem Lehensherrn?

„Nie, wenn er mich als solchen fordert. Er gebiethe über meine Reisigen, über mich! Meine Kräfte, mein Blut, mein Leben sind zu seinem Befehle, ich werde nicht einen Augenblick anstehen, mich vor ihm zu stellen, wenn er meiner bedarf. Heinrich! Ich habe seinen Blick nicht zu scheuen, das weißt du ohnedieß. Aber ohne Noth eines bloßen Besuchs, einer — Neugier wegen — damit verschone mich!“

Es würde dir schwer fallen, ihn zu sehen?

„Kannst du mirs verdenken? Was geschehen ist, ist geschehen. Du wirst mir zutrauen, daß keine unmännliche Schwäche mich jetzt einen Verlust bedauern läßt, der eigentlich keiner war, den nur mein getäuschtes Herz einige Zeit dafür halten konnte. Ein Gemüth, das so schnell von

einer unerlaubten Leidenschaft ergriffen und verzehrt werden konnte, war nicht geeignet, mich zu beglücken. Des Herzogs Verfahren gegen sie und gegen mich bleibt aber immer dasselbe. Und glaubst du, daß er mir je aufrichtig verzeihen wird, was er mir zu Leid gethan?"

Künring schwieg, und sah nachdenkend vor sich nieder.

„Der Anblick des Beleidigten muß, wenn auch Alles längst vorüber ist, dem Beleidiger immer ein Vorwurf seyn."

Dann müßte auch ich den Herzog fliehen, dann gäbe es keine aufrichtige Versöhnung unter Menschen, unter Christen, und das wäre sündlich.

„Vermenge die Art der Beleidigung nicht, und fordere nicht mehr, als Gott selbst von uns fordert! Du hattest deine Lehenspflicht überschritten, du hattest gegen deinen Fürsten gefehlt. Dein Fürst strafte deine Übertretung. Aber so wie du reuig zurückgekehrt warst, und dich unterworfen hattest, war Alles wieder gut gemacht. Deine Ehre war nicht verletzt, und als Mensch war Friedrich nicht von dir beleidigt worden. Das bleibt ein ewiger Unterschied zwischen deinem und meinem Falle. Indessen bin ich ja bereit, Alles zu

vergessen, sobald die Pflicht ruft, und ich habe es schon einmahl bewiesen.“

Künring schwieg abermahls einige Augenblicke, dann sagte er: Ich dachte dich aufzufordern, mit mir und einigen andern unserer Edeln den Herzog auf seinem Zuge nach Verona zum Kaiser zu begleiten. Er will und wird dort mit großer Pracht erscheinen. Es würde ihn freuen, wenn du mitzögest.

Pottendorf schüttelte ungläubig den Kopf. Nach einer Weile sagte er: Glaubst du, daß dem Herrn irgend eine Gefahr auf dem Zuge drohen könnte, daß es nöthig wäre, ihn mit treuen, verläßlichen Menschen zu umgeben?

„Das glaube ich nicht. Es sieht Alles friedlich und freundlich aus. Wahrscheinlich setzt ihm der Kaiser dort die Königskrone auf, der königliche Siegelring ist bereits durch den Bischof von Bamberg nach Wien gesandt, und dem Herzoge überreicht worden. In Verona wird dann Alles beendigt werden, und wir mit unserm Könige nach Österreich zurückkehren.“

Gott lasse ihn diese Krone lange und zu Österreichs Glück tragen!

„Es ist sonderbar, Ulrich. Er glaubt nicht daran.“

Nicht an die Königskrone? Und er thut so viel dafür?

„An die Königskrone wohl, aber nicht an sein langes Leben. Darum handelt er auch so rasch, so fortschreitend.“

Das verhüthe Gott! Sein Tod unter den jetzigen Umständen wäre das größte Unglück. Heinrich, wenn du die geringste, entfernteste Vermuthung hättest, so entdecke es mir! Ich sitze mit allen meinen Mannen auf, und helfe des Herzogs Zug nach Verona decken.

„Dafür danke ich dir im Nahmen unsers Herzogs, aber ich hoffe, wir sollen deren nicht bedürfen. Lieber wäre es mir, ich könnte dich bereden, mich zum Herzog zu begleiten.“

Ulrich schüttelte schweigend den Kopf..

„Du bist unbeweglich, so lebe wohl! Meine Gegenwart ist im Lager nothwendig, und ich habe mich nur fortgestohlen, um dich zu sehen und zu bewillkommnen.“ Die Freunde umarmten sich noch einmahl innig und herzlich, dann eilte Künring an die Leytha zurück. Ulrich aber überdachte noch einmahl manches Wort, das Jener gesprochen, und zog es in Erwägung. In seinem Innern war, seit er nach seiner Rettung aus der heidnischen Gefangenschaft gleichsam in ein neues

Leben zurückgekehrt war, auch eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Die unselige Leidenschaft, deren Stürme manches Jahr seines Lebens getrübt hatten, war früher schon dem Einflusse der Überlegung, eines ernsten Kampfes, endlich der Macht der Zeit gewichen. Er konnte ruhig an Melisenden denken, er hatte ihr verziehen, sie war ihm eine Fremde geworden. Aber seit er in Czenstochow und später in Kossenitz gewesen, hatte ein sanftes Bild Raum und Ruhe genug in seiner Brust gefunden, um sie mit stillerwärmendem Strahle zu erhellen. Er wußte sich geliebt, mit inniger, entsagender Empfindung, welche keine Absicht haben, und von dem Todtgeglaubten nichts erwarten konnte. Dankbarkeit und Achtung bahnten in seiner Seele einer ruhigen Neigung den Weg; er hatte bis jetzt noch an keine Vereinigung gedacht, aber es hatte ihm eine stille Befriedigung gegeben, daß er in der Ferne ein treues Herz wußte, das für ihn schlug, das den innigsten Theil an seinem Schicksale nahm. Jetzt hatte Künrings Gespräch, die Erwähnung einer zweyten Heirath, einen Funken in seine Seele geworfen, und die Schwierigkeiten, welche sich seinem Geiste zeigten, als er diesem Vorschlage nachsann, die Vorstellung von

der Wirkung, welche eine Nachricht von Schritten, in dieser Absicht gethan, in Kossenitz hervorbringen würde, entflammte seine Einbildungskraft, zeigte ihm das Bild des stillen, nonnenhaften Mädchens in einem Lichte, in dem er es noch nie gesehen, und ließ ihn zum ersten Mahl, seit er sich von ihr getrennt, an die Möglichkeit denken, sie unter ganz veränderten Beziehungen wieder zu sehen.

Ein Theil des angrenzenden Ungarns war von Herzog Friedrichs Schaaren besetzt, und diese selbst so zahlreich, wohlgeordnet, und durch den tapfern Heinrich von Lichtenstein so zweckmäßig befehligt, daß der Herzog mit voller Zufriedenheit dem Gelingen seines Planes, diesen Theil des Nachbarstaates mit Österreich zu verbinden, und für immer einzuverleiben, entgegen sah. Zu dem Zuge nach Verona wurden mittlerweile ebenfalls alle Anstalten mit großer Eile betrieben, und auf den Burgen der Edlen, so wie in der herzoglichen Burg zu Wien war Alles in fröhlicher Thätigkeit. Viele aus dem österreichischen und steyermärkischem Adel sollten den Herzog begleiten. Künring, der Marschall des erstern dieser

beyden Länder, den Friedrich mehr als einen väterlichen Freund denn als einen Diener betrachtete, und sein treuer Offterdingen, waren unter den Ersten, die er dazu benannte, und sie sowohl als die übrigen, die entweder ihr eigener Eifer oder des Herrn Wille dazu bestimmte, waren nun bemüht, nach dem Beyspiele ihres Herrn und nach ihrem Vermögen Alles aufs Glänzendste zu dem Zuge einzurichten. Besonders war der Herzog gewillt, die größte Pracht zu entfalten, und sich am Hofe seines obersten Lehensherrn und gnädig gesinnten Verwandten in jedem Glanze eines mächtigen Fürsten zu zeigen, der die hohe Würde, die ihn bereits schmückte, und die höhere, die ihn künftig schmücken sollte, mit stolzer Zuversicht fühlt.

Noch fehlten nur mehr wenige Tage, bis Alles, was zu den Vorbereitungen des Italischen Zuges gehörte, vollkommen in Ordnung seyn konnte, als unvermuthet eine Nachricht eintraf, die des Herzogs ganzen Unwillen erweckte. Auf der bayerschen Feste Obernberg am Inn wohnten die mächtigen Waldecker, Ministerialen Herzog Otto's, die sich seiner besondern Gunst erfreuten. Diese Gunst und wohl noch die eigene Gemüthsart trieb sie zu kühnen, übermüthigen Unterneh-

mungen. Sie beunruhigten die Straßen, hemmten die Schifffahrt auf dem Inn, dessen Gewässer ihre Burg beherrschte, und schädigten und neckten auf allerley Art die österreichischen Unterthanen, welche in ihrem Bereiche wohnten, oder in denselben geriethen. Schon mehrmahl waren Klagen hierüber an Herzog Friedrich gelangt, sein Unmuth war jedesmahl heftig erregt worden, und nur die Rücksicht auf die bevorstehende Verbindung hatte ihn vermocht, sich zu bezwingen, und zu suchen, das durch gütliche Vorstellungen beyzulegen, was er seiner Denkart gemäß am liebsten mit der Schärfe des Schwertes entschieden hätte. Eine Weile hatten jene Unterhandlungen zum Scheine gefruchtet; aber die Waldecker pochten auf ihres Herzogs Schutz, ließen sich nicht lange in ihrem wilden Treiben hindern, und glaubten vielleicht in der nahen Abreise Herzog Friedrichs eine bequeme Gelegenheit zu finden, um ungestraft ihre Frevel üben zu können. Aber Friedrich war noch in Wien, als die neuen und dringenden Klagen seiner Unterthanen und Amtleute zu ihm gelangten. Sein Zorn erwachte. Er stand einen Augenblick an, ob er nicht die Reise nach Verona aufschieben, auf der Stelle vor Obernberg ziehen, und die übermüthigen Wald-

ecker züchtigen sollte. Künring, der ihm die unwillkommene Nachricht gebracht, und Zeuge seines schnell auflodernden Zornes gewesen war, erinnerte ihn an den Kaiser, der seiner bereits in Verona wartete, an den Unwillen, mit dem er des Herzogs längeres Außenbleiben unfehlbar aufnehmen würde, und an die Folgen, die dieses für den Herzog und seine Hoffnungen haben könnte. Das sah dieser ein, dennoch konnte er den Gedanken nicht ertragen, irgend einen Schimpf solcher Art ungerochen hingehen zu lassen. Er sann nach, und faßte plötzlich seinen Entschluß. Sende zu deinem Waffenbruder Pottendorf! Ich merke wohl, er will nicht vor mir erscheinen, aber er muß. Du darfst nicht von meiner Seite auf diesem Italischen Zuge, und nächst dir habe ich Niemand, dem ich mein Vorhaben mit so viel Zuversicht anvertrauen könnte, als ihn. Ich ernenne ihn zum einstweiligen Landesmarschall in deiner Abwesenheit, und trage ihm den Zug gegen Obernberg auf, und die Beylegung dieses Streites. Er ist mächtig, er ist entschlossen, aber auch klug und besonnen. Ihm vertraue ich ganz. Das laß ihn wissen, und mache, daß er bald kommt; denn ich muß mit ihm Rücksprache nehmen, und er muß sich auch meiner Mutter

vorstellen, die, so lange ich in Italien bin, die Geschäfte des Thrones besorgen wird.

Freudig überrascht vernahm Künring diesen Befehl seines Herrn, der für den Freund so ehrenvoll als heilsam war, auch die letzten Spuren des Trübsinns zu verscheuchen, die er noch auf Ulrichs Stirn wahrgenommen, und endlich um zwischen dem Herzoge und ihm alles auszugleichen. Er fertigte auf der Stelle einen Bothen nach Pottendorf ab, der indeß keinen andern Auftrag hatte, als den Ritter im Nahmen des Herzogs zu diesem zu bescheiden, und Pottendorf, so ernst sein Vorsatz gewesen war, ohne Noth nie vor dem Herzog zu erscheinen, gehorchte augenblicklich dem Befehle, und noch an demselben Abend wurde dem Herzog die Ankunft Ritter Ulrichs gemeldet.

Diese schnelle Folgeleistung freute den Herzog sehr, er empfing den lang Entfernten mit sichtbarer Rührung, welche vergebens sich hinter fürstlichem Anstand und herablassender Huld zu verbergen strebte, und deren Wahrnehmung jeden Funken von Groll in Ulrichs Seele erstickte. Die Spuren ausgestandener Beschwerden, die sich in Ulrichs Gestalt und Zügen zeigten, die tiefe Narbe auf seiner Stirn, die von den Ge-

fahren sprach, welchen er entgangen, beschäftigten für den ersten Augenblick seinen Herrn weit mehr als Alles, was er ihm von Befehlen und Aufträgen zu sagen hatte. Ulrich mußte erzählen, dem Herzog war Alles wichtig, was die Führung des Kreuzzugs und den Ritter betraf, und erst nachdem dieß Alles besprochen, und jeder angelegenen Erkundigung ein Genüge geschehen war, eröffnete der Herzog seinem Lehensmanne die eigentliche Ursache seiner Hierherberufung, die Ernennung zum Stellvertreter Künrings und zum Führer des Zuges gegen Obernberg. Die sichtliche Überraschung, womit Ulrich den Entschluß seines Herrn vernahm, die hohe Gluth der Freude, die seine Züge überstrahlte, selbst das augenblickliche Verstummen des Bestürzten ließen den Herzog erkennen, daß Ulrich wirklich nichts von seinem ehrenden Entschluß gewußt, und sein schnelles Erscheinen nur Wirkung pflichtgemäßer Unterwerfung war. Um so herzlicher war seine Anerkennung und um so freudiger Ulrichs Gehorsam, der sich nun die genauesten Verhaltungsbefehle seines Herrn ausbath, und mit froher Zuversicht versprach, alle seine Kräfte aufzubiethen, um dem Vertrauen seines Fürsten zu entsprechen.

Der Herzog setzte seinem Lehensmanne den Stand der Dinge weitläufig und klar auseinander, so wie auch seine Absicht bey diesem Zuge, und dann schloß er seine Unterweisung also: Fürs erste bleibst du jetzt hier, Ulrich, und gehst mir nicht fort, bis ich die Stadt verlasse; dann stellst du dich geziemend meiner Mutter vor, die ich zur Regentinn bestellt habe, und wenn alles dieß geschehen ist, dann kehre zurück auf deine Burg, und rüste deine Leute zum Zuge gegen diese frechen Waldecker. Wie ich mit dem Herzoge von Bayern stehe, und welche Fäden da angeknüpft sind, weißt du.

„Ich weiß es, gnädiger Herr, aber eben darum bin ich sehr erstaunt über euern Befehl, gegen diese Waldecker zu ziehen, die Dienstmannen eures künftigen erlauchten Herrn Schwiegervaters sind, und sich, wie man sagt, seines besondern Schutzes rühmen —“

Und eben darum, sage auch ich, laß ich nicht mit mir spielen. Glauben diese Übermüthigen, weil der alte schwache Mann sich vor ihrer Macht scheut und sie gewähren läßt, sie dürften auch mir dasselbe biethen, und ich würde, um den alten Herrn nicht zu erzürnen, oder um der schönen Augen meiner Braut willen, alles gelassen

hinnehmen, und leiden, daß man meine Unterthanen schädigt und mißhandelt, den freyen Verkehr auf meinen Straßen hemmt, meine Kaufleute niederwirft, und sich allen Muthwillen frecher Wegelagerer gegen mich erlaubt? Nein, bey Gott! das sollen diese Buben, diese Waldecker sich nicht gelüsten lassen! Sie sollen es erfahren, daß noch Niemand den Herzog von Österreich ungestraft beleidigt hat, und daß der König noch weniger gesonnen ist zu leiden, was jener nicht duldete.

„Euer Zorn ist gerecht, gnädiger Herr, und ihr könnt versichert seyn, daß ich Alles aufbiethen werde, die Unbilden zu rächen, die man sich gegen meinen hohen Lehensherrn erlaubt hat. Ich denke in Kurzem mit fünf bis sechs hundert Mann vor der Feste zu erscheinen.“

Das ist genug und mehr als genug.

„Es ist meine Absicht, wenn ihr, durchlauchtiger Herr, es gut heißet, sogleich zum Anfang vollkommnen Ernst zu zeigen; darum ist die Zahl eben nicht zu groß.“

Recht! du greifst es am wahren Ende an.

„Dann aber, wenn ich erst in der Nähe bin, schicke ich einen Herold hin, der ihnen verkünden soll, was ihnen bevorsteht, zugleich aber ihnen

noch einmahl Frieden und gütlichen Vergleich anbiethen.“

Du hast mich vollkommen gefaßt. So ist's recht. Wer Frieden will, bereite den Krieg; das habe ich einmahl auf Latein gelernt, und mit den Waffen in der Hand spricht sichs gar leicht und wirksam.

„So denke ich auch, durchlauchtigster Herr! Ich will ihnen strenge, aber gerechte Bedingungen machen.“

Vor allem vollkommenen Schadenersatz, Freylassung aller meiner Leute, die in ihren Löchern und Verließen liegen, und gänzliche Wiederherstellung in den vorigen Zustand. Davon gehst du nicht ein Haar breit ab, hörst du?

„Es scheint mir billig und geziemend, und es läßt sich auch Alles mit der Achtung vereinbaren, die ihr, gnädiger Herr, gegen den Herzog beobachten wollt.“

Du hast mich verstanden, Ulrich, und deine Art, die Sachen anzusehen, rechtfertigt meine Wahl, die dich zu diesem Dienst berufen. Ich hätte vielleicht den Preußler schicken können, aber der schlägt gleich mit Fäusten drein, und das geht hier nicht. Du wirst anständig verfahren, und doch weder mir noch dir etwas vergeben. Nun,

leb wohl, wir sehen uns bald wieder, denn wie gesagt, du darfst nicht mehr aus der Stadt, bis ich fort bin. Es wird noch Manches zu berathen geben.

Herzog Friedrich war mit seinem glänzenden Gefolge nach Verona gezogen. Ritter Ulrich hatte sich nach dessen Befehl der verwitweten Herzoginn vorgestellt, dann hatte er seine Vasallen und Reisigen zusammenberufen, alles zum Zuge nach Obernberg bereitet, und war, nachdem er sich noch einige Mahle auf dem Kahlenberger-Schlosse eingefunden, um die Befehle der Regentinn zu vernehmen, mit seiner zahlreichen und wohlgerüsteten Schaar aufgebrochen, um die Waldecker zur Rechenschaft zu ziehen.

Während alles dieß in Österreich vorging, hatte auch in Ungarn sich die Gestalt der Dinge mächtig verändert. Bela war von den verfolgenden Mongolen bis nach Dalmatien, und endlich, als sie ihm auch hier nachkamen, auf die Insel Veglia geflüchtet; aber so wie oft in dem Übermaße des Unglücks oder des Glücks auf Erden bereits der Keim zu einem plötzlichen Umschwunge sich entwickelt, so hatten Bela's und seines Lan-

des vielfache Leiden auch hier ihr Ende gefunden. Es erhoben sich in Dalmatien selbst zum Schutze des Königs die in diesem Lande so mächtigen Frangepani, an ihrer Spitze Jerindo, dem wir in diesen Blättern schon öfters begegnet sind, und der für jetzt das eigentliche Haupt des Hauses war, sammt den Rhodiser-Rittern, die es für Ordenspflicht hielten, dem christlichen Fürsten gegen Heiden beyzustehen. Mit ihrer Hülfe wurden die Mongolen zuerst hier zurückgedrängt. Mehrere Getreue fingen an, von dem ersten Schrecken erhohlt, welcher das Land befallen, sich um ihren König zu sammeln. Mit diesen, mit den Schaaren der Frangepani und der Ritter rückte Bela nunmehr aus den untern Ländern herauf, und bald darauf fingen, zum Erstaunen der Ungarn, die Mongolen überall an, sich zurückzuziehen. Bela's Heer fand nur geringen Widerstand, es verbreitete sich die Nachricht, daß in Asien der Chan der Tartaren gestorben war, und daß nun Zwistigkeiten über die Nachfolge die Heerführer der in Ungarn eingebrochenen Heere schleunig nach Hause beriefen. Die Völkerfluth, die sich über diese Länder ergossen hatte, verlief sich ohne weitern Kampf oder Widerstand, die Mongolen eilten nach Asien zurück, und Bela konnte unge=

hindert daran denken, sein verwüstetes Reich wieder herzustellen. Durch die innern Kräfte, welche dieses Land besitzt, gelang dieß auch bald, und über alles Erwarten; und während Friedrich in Verona war, vernahm man schon mit Erstaunen an des Kaisers Hofe, wie kräftig und schnell sich Ungarn von seinen Verwüstungen erhohle, und welche Macht sich bereits wieder um den König sammle. Der Herzog von Österreich vernahm es auch, und er gedachte seiner alten Fehden mit Bela, und der von seinen Schaaren besetzten Länder. Aber das Bewußtseyn seiner Kraft und so mancher glückliche Erfolg ließen keine Besorgnisse in ihm emporkeimen, und freudigen Muthes gab er sich dem Genusse einer glänzenden, schmeichelhaften Gegenwart am Hofe seines Verwandten, und noch glänzenderen Hoffnungen für die Zukunft hin.

Kaiser Friedrich hatte indessen auch seine Absichten mit dieser Einladung des Herzogs und dem Versprechen der Königskrone gehabt. Des Herzogs drey kinderlose Ehen, sein leidenschaftliches Gemüth, das ihn leicht in gefährliche Unternehmungen verwickelte, machten es wahrscheinlich, daß sein Stamm mit ihm und vielleicht bald erlöschen könnte. Der Kaiser hatte seine frühern

Absichten auf Österreich nicht vergessen, und sein kluger Kanzler a Vineis hatte den Auftrag, den Herzog von weitem auszuforschen, wie er den höchst ehren- und vortheilhaften Antrag einer näheren und innigeren Verbindung seines Hauses mit dem des Kaisers aufnehmen würde? Er ließ ihm die Möglichkeit sehen, daß der Kaiser selbst des Herzogs Nichte Gertrud zu seiner Gemahlinn erheben, dieser dadurch der Ohm des Oberhaupts der Deutschen, und der Kaiser somit der unzertrennliche und treue Verbündete des künftigen Königs von Österreich werden würde.

So lockend dieser Vorschlag war, und so fein der staatskluge Kanzler ihn dem Herzog nur als eine von ihm ausgegangene Idee vorstellte, so durchschaute Friedrich doch bald den ganzen Plan; es reitzte seinen Unwillen, denn er erblickte überall nur Absicht, wo er an gegenseitige Achtung und wahres Wohlwollen, als die Frucht früherer Ereignisse, geglaubt hatte. Auch er wußte indeß sich besonnen zu benehmen, und eben so obenhin, wie der Kanzler ihm den Vorschlag gemacht hatte, die Kunde einfließen zu lassen, daß seine Nichte bereits seit längerer Zeit mit dem Sohne des Königs von Böhmen verlobt, er selbst aber im Begriffe sey, der Prinzessinn von Bayern die

Hand als Gemahl zu reichen. Es wurde nun jenes Heirathsantrages nicht mehr erwähnt, aber das Geschäft wegen der Königskrone ging nicht mehr so eifrig vorwärts, wie früher. Der Kaiser blieb gnädig und huldreich, der Kanzler aufmerksam und dienstbeflissen, Feste folgten auf Feste, Herzog Friedrich fand Gelegenheit, seinen Muth wie seine Gewandtheit in ritterlichen Übungen vor den schönsten Frauen und den tapfersten Männern von Italien zu zeigen, und an dem Orte, an welchem seine persönliche Erscheinung und der Glanz, der ihn umgab, bereits Aller Augen auf ihn gerichtet hatten, auch Ruhm und Lob in Menge einzuerndten. Aber die Zeit, welche er selbst zu dem Aufenthalte in Verona festgesetzt hatte, war verflossen, und das Diplom seiner Königswürde, das früher, wie er vernommen, schon entworfen, und beynahe fertig in des Kaisers geheimer Kanzelley gelegen hatte, konnte wegen stets sich erneuernden Hindernissen nicht vollendet werden, und so kam es denn, daß der Kaiser, der sich nach Apulien begeben wollte, und der Herzog, dessen Abwesenheit aus seinen Staaten ohnedieß länger gewährt, als er früher gewollt, Verona verließen, ohne daß der eigentliche Zweck dieser

Zusammenkunft weder bey dem Einen noch bey dem Andern erreicht war.

Mißmuth und Ungeduld im Herzen, kehrte Herzog Friedrich nach Österreich zurück. Er glaubte sich von diesen Italienern überlistet, er zürnte über ihre Treulosigkeit, er schämte sich seines zu gutmüthigen Vertrauens. Nur Künring allein vernahm, was in seiner Seele vorging; vor den Übrigen seines Gefolges ließ er eben so wenig wie vor irgend einem Menschen in Verona laut werden, wie sehr ihn des Hohenstaufen staatskluge Absichtlichkeit und die verspätete Erfüllung seines heißbegehrten Lieblingswunsches kränkte, den er schon ergriffen zu haben, und mit dem ersehnten Schmucke als König in sein Erbland wiederzukehren gedacht hatte. Je fester diese Erwartung in seinem Herzen gewurzelt hatte, je heftiger war sein Zorn, und er erschöpfte sich in Planen, wie er dieses an dem Kanzler, dem er den ganzen Entwurf beymaß, rächen, und den Kaiser dahin bringen könnte, doch zu thun, was er jetzt verweigert. In solchen Gedanken wurden die ersten Tagereisen zurückgelegt. Jetzt näherte sich der Zug den Alpen, da erwachte die Erinnerung an seine Braut, die hinter diesen Bergen lebte; eine sanftere Empfindung beschwichtigte die auf=

geregte Brust, er beschloß einen kleinen Umweg zu machen, um Elisabeth zu besuchen; der Reiseplan wurde abgeändert, und durch Tyrol der Weg nach München eingeschlagen.

Indessen hatte Pottendorf des Herzogs Befehl genau und kraftvoll vollzogen. Er war vor Obernberg gerückt, hatte die Loslassung der Gefangenen, die Zurückerstattung des geraubten Gutes mit Anstand aber mit Festigkeit gefordert. Die Waldecker zeigten sich sogleich, dem Scheine nach, bereit, es wurden Herolde hin und her ins österreichische Lager und auf die Burg gesandt. Doch geschah dieß alles nur, um Zeit zu gewinnen; und so wie Pottendorf dieß ahnete, änderte er seine Sprache, und drohte mit Gewalt. Es war ihm kund geworden, daß starke Haufen im Anzuge wären, um der Burg zu Hülfe zu kommen; da schickte er den Absagebrief, und eröffnete die Belagerung mit so viel Kraft und Muth, daß die Waldecker, welche sich aus der langen und bedächtigen Unterhandlung, die dem Angriffe vorausgegangen war, eine ganz andere Vorstellung von dem österreichischen Feldhauptmanne gemacht hatten, bald erkannten, daß ih-

nen keine Hoffnung als auf die eigene Kraft blieb. Die heranrückenden Schaaren, welche den Rittern von Waldeck zu helfen bestimmt waren, wurden einzeln geschlagen, die Burg immer enger umzingelt, Sturm folgte auf Sturm. Ulrich ließ die Besatzung nicht zu Athem kommen, und zwey Stunden, ehe ein letzter Bothe, den die Waldecker in ihrer höchsten Noth nach München gesandt hatten, um dem Herzog Otto die Gefahr zu melden, in der sie sich befanden, mit dem Versprechen naher, kräftiger Hülfe zurückgekommen war, wurde die Burg erstürmt, die Herren derselben entflohen durch den unterirdischen Gang, und was von der Besatzung nach so vielen Stürmen noch am Leben war, fiel in Pottendorfs Macht.

So bald er die Burg erobert hatte, ließ er alle Vorräthe besichtigen, und befahl die Festungswerke auszubessern, welche sehr beschädigt waren; dann ernannte er, nach Herzog Friedrichs Geheiß, einen von dessen Rittern, den Herrn von Schaumberg, zum Befehlshaber der Burg, der auch am meisten zur Eroberung derselben beygetragen, ließ ihm hinlängliche Besatzung zurück, und kehrte mit seinen Schaaren und den Gefan-

genen nach Wien zurück, wohin ihn seine Pflicht als Landesmarschall rief.

Es war nicht lange nach Beendigung dieser Fehde, daß Herzog Friedrich auf seiner Rückfahrt aus Italien den Entschluß gefaßt hatte, seine Braut in München zu besuchen, und mit ihrem Vater noch die letzte Rücksprache wegen der feyerlichen Vermählung zu treffen. Nach mancher verdrießlichen Enttäuschung, die er in Verona erfahren hatte, nach manchen beunruhigenden Nachrichten, die ihm theils dort, theils während seiner Reise aus Ungarn gekommen waren, und die ihm Bela's immer mehr sich befestigende Macht, den Flor und die Kraft, zu welcher die Länder desselben schnell aufblühten, mit sehr lebhaften Farben schilderten, und ihm in der nächsten Zukunft die Rache eines alten Feindes erwarten ließen — nach allen diesen verstimmenden Erfahrungen hatte sein aufgeregter Geist mit Lust auf dem Gedanken verweilt, Erhohlung, Heiterkeit und süßwillkommene Zerstreuung in München, am Hofe des biedern Herzogs, an der Seite der lieblichen Braut zu finden. Er freute sich, dieselbe mit den köstlichen Gaben zu beschenken, die er für sie von dem glänzenden und kunstreichen Hofe des Kaisers mitgebracht hatte, und ihre jugend-

lichen Reize durch allen den fürstlichen Putz, der wohl einer Königinn geziemt hätte, zu erhöhen. Er kam, und wurde achtungsvoll, aber mit solcher Kälte empfangen, daß seine fröhliche Gluth augenblicklich erstarrte, und er betroffen und höchst gereizt sich zurückzog. Es war die Fehde mit den Waldeckern und die Einnahme von Obernberg, welche ihm hier so sehr verdacht wurde. Die Waldecker hatten gewußt, dem alten Herzog, der von jeher nur zu nachsichtig gegen sie gewesen war, die Sache in einem Lichte vorzustellen, welches alle, oder doch die allergrößte Schuld auf den Herzog Friedrich warf, und das Verfahren Pottendorfs, so mild und schonend es im Grunde gewesen war, aufs gehässigste erscheinen ließ. Sie hatten sich nach München geflüchtet, sie hatten den Geist ihres Herrn bearbeitet, und sie hielten sich noch verborgen dort auf, als Herzog Friedrich, nichts von allem dem ahnend, mit frohem Gefühl und der Erwartung eines Empfangs, der seinen Empfindungen entsprach, vor seinem künftigen Schwiegervater erschien.

Das Alles erfuhr Friedrich bald theils durch Künrings Nachforschungen, theils durch treue Anhänger, die er am Hofe zu München hatte, und die seiner ritterlichen Sitte und seines ge-

winnenden Betragens, das sie bey den Verlobungsfeyerlichkeiten zu Wels erfahren hatten, nicht vergessen konnten. Sein Zorn loderte auf, doch bezähmte er ihn noch, und zwang sich, von dem alten Herzog mit anständiger Gelassenheit eine Erklärung zu verlangen. Die Unterredung zwischen zwey Menschen, die bereits Groll gegen einander hegen, und deren jeder die triftigsten Gründe für sein Recht zu haben glaubt, erhitzt sich gewöhnlich nur zu bald, und führt selten zu dem gewünschten Zwecke. So geschah es auch hier. Herzog Otto sah in dem Angriff auf Obernberg eine absichtliche Beleidigung seiner eigenen Person in der seines Dieners und Lieblings; Friedrichs Zorn loderte hoch empor, als er sich, den Fürsten eines mächtigen Staates, den künftigen König, dem Vortheile und den lügenhaften Vorspiegelungen eines unbedeutenden Ministerialen von dem Fürsten aufgeopfert glaubte, dem er mit der bevorstehenden Verbindung Ehre und unverkennbaren Vortheil zugedacht hatte. So erbitterten sich zusehends die Gemüther, der Anfangs bezähmte Groll trat immer sichtbarer hervor, die Stimmen erhoben sich, scharfe Reden fielen, Recht und Unrecht war nicht mehr zu unterscheiden, da öffnete der alte Herzog, um, wie

er dachte, seinen Gegner vollkommen zu beschämen, und ihn seines Unrechts durch den gültigsten Zeugen zu überführen, die Thüre eines Nebengemaches, und Franz von Waldeck trat heraus.

Bey diesem Anblick kannte sich Friedrich nicht mehr vor Zorn, da er den Gegenstand eines Zwistes vor sich sah, der sich so verletzend zwischen ihn und eine seiner schönsten Hoffnungen stellte. Was Herzog Otto bezweckt hatte, erfolgte freylich nicht. Waldeck war nicht im Stande, in Herzog Friedrichs Gegenwart die Lügen gegen ihn, die er seinem Herrn hinterbracht hatte, vollständig zu behaupten. Der Streit gewann alsobald ein anderes Aussehen, als Friedrich, nachdem er mit leidenschaftlicher Heftigkeit alle falschen Behauptungen des Waldeckers widerlegt hatte, diesem zuletzt mit verachtender Geberde den Handschuh vor die Füße warf, und ihm zurief: wenn er es wagte, seine Behauptungen im Gottesgerichtskampfe zu erhärten, so wolle er, Herzog Friedrich, sich so weit erniedrigen, mit ihm darob zu kämpfen. So ganz war des Waldeckers Gewissen nicht erstorben; er erblaßte, ließ den Handschuh liegen, und suchte nun, bey dem Bewußtseyn, daß er sich keinem Gottesurtheile aussetzen dürfe, einzulenken, zu deuten, zu beschönigen.

Der alte Herzog fühlte das, er ahnete sein Unrecht in dem seines Dieners. Ihm ward bange, mit Furcht blickte er in Friedrichs vom Purpur des Zorns flammendes Antlitz, und vermochte den Blitz seines Auges nicht auszuhalten. Verachtend winkte Friedrich einem Edelknaben, der sich an der Thüre zeigte, ihm den Handschuh aufzuheben, wandte dem Herzog und dem Waldecker den Rücken, und verließ, obwohl Otto ihn zurückzuhalten, und sich mit ihm zu verständigen strebte, das Gemach, und eben so schnell die herzogliche Burg. In der Herberge angekommen, in der er abgestiegen war, berief er den treuen Künring, theilte ihm, noch glühend vor Zorn, den Auftritt mit, den er so eben bey dem Herzoge gehabt, befahl die Pferde zu satteln, das Gepäck in Eile zu ordnen, bestieg in Gegenwart zweyer Edelleute des Herzogs, die dieser dem Erzürnten bald darauf nachgesandt, um ihn zu beschwichtigen, sein Pferd, nachdem er den Bothen einen flüchtigen Gruß an den Herzog aufgetragen, und sprengte mit seinem ganzen zahlreichen Gefolge durch die erstaunte Stadt, und aus dem Thore von München, um es nicht wieder zu betreten.

Künring, mit der Gemüthsart seines Herrn

bekannt, hatte gar keinen Versuch gewagt, den Zornflammenden zu besänftigen, er wußte, daß dieß vergeblich war, ja daß es nur zu oft die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht hatte, er schwieg, und ließ den Sturm sich selbst vertoben. Sie ritten unablässig und unaufgehalten fort, der Herzog sprach selten und wenig; was er sagte, zeugte von der heftigen Aufreitzung, in der seine Seele sich befand. Endlich erreichten sie die Grenze; der Herzog befahl den Zug gegen Obernberg zu lenken. Dort angekommen, leuchtete eine wilde Freude aus seinen Blicken, als der Augenschein ihn überzeugte, wie fest die Burg, wie hartnäckig der Widerstand, und also wie tapfer der Angriff Pottendorfs gewesen seyn müsse. Noch lag ein Theil der Mauern in Schutt, und Ulrich von Schaumberg freute sich, den Herzog überall herumführen, ihm die Wichtigkeit der Feste in jeder Hinsicht, den Vortheil, den ihre Eroberung dem Herzog brachte, und den Muth der Schaaren zu loben, welche sie erstürmt hatten. Mit schnellen Blicken faßte der Herzog, was noch zu thun übrigte, ordnete es an, und verließ mit etwas mehr beruhigtem Geiste die Burg und die Gegend, um nach Wien zurückzukehren.

Gleich nach seiner Ankunft eilte er aufs Kah=

lenbergerschloß. Erstaunt empfingen ihn Mutter und Schwester, die ihn nicht so bald erwartet hatten, und lasen in seinen finstern Zügen einen Theil seines Mißmuthes. Bekümmert und sorgenvoll hörten sie dann seinen Bericht von dem, wie in Verona seine gegründeten und gerechten Erwartungen waren hingehalten worden, von dem erstarrenden Empfange in München und der Zusammenkunft mit dem Waldecker. Sein ganzer Zorn loderte wieder hoch empor, als er seinen Angehörigen schilderte, was man sich gegen ihn erlaubt, und was er dabey empfunden. Theodora sah eine schöne Hoffnung zerstört, den theuern Sohn endlich an der Seite einer liebenswürdigen und geliebten Gemahlinn das Glück genießen zu sehen, das ihm noch keine seiner frühern Verbindungen gewährt; denn diese Elisabeth von Bayern war ihr von Jedermann als ein Vorbild weiblicher Anmuth und Tugend geschildert worden. Margarethe bedauerte das Schicksal der verlassenen Braut, von der sie wußte, daß der Herzog auch als Mann und Ritter, und nicht bloß als Fürst ihr Herz gerührt; aber noch tiefer bekümmerte sie ihres Bruders vereitelter Wunsch auf die Königskrone. Sie wußte aus so mancher Äußerung, die dieser nur ihr vertraut, welchen

hohen Werth er auf die Erreichung dieses Ziels gesetzt, und wie sicher er es schon erfaßt zu haben glaubte. Auch jetzt noch war er nicht von dieser Hoffnung geschieden, er hatte sie nicht aufzugeben vermocht, denn er hing mit allen Fasern seines kräftigen Herzens daran; aber Margarethe, die den Kaiser, dessen Hof, und den klugen a Vineis länger und besser kannte, als ihr Bruder, durchschaute den Plan desselben, nährte keine Hoffnung mehr, und zitterte vor dem Zeitpuncte, wenn ihr Bruder das Alles eben so klar erkennen, und dieses Erkennen ihn vielleicht zu verderblichen Unternehmungen hinreißen würde. So war Kummer und Besorgniß mit ihm auf dem stillen Witwensitze eingezogen, und als er längst wieder nach Wien, und in den Strudel seiner vielen Arbeiten und Bestrebungen zurückgekehrt war, blieb er und die Befürchtungen, welche jene Ereignisse und sein Betragen erregt hatten, der Gegenstand angelegener Unterredungen zwischen den beyden Frauen.

Diese Befürchtungen wuchsen allmählig, wie auf einer Seite die Eingriffe seiner Feinde, auf der andern die Entrüstung des Herzogs gegen diese sich gegenseitig immer steigerten. Der Ritter, welchem Pottendorf die Huth von Obernberg an-

vertraut hatte, und der durch seine Sinnesart die Gunst Friedrichs in den ersten Stunden gewann, war ganz der Mann darnach, um den feindseligen Riß zwischen seinem Herrn und Herzog Otto zu erweitern, und Unbill mit Unbill in gesteigertem Verhältnisse zu vergelten. Was sich Waldeck gegen Friedrichs Unterthanen erlaubt hatte, übte Schaumberg ärger an den Bayern. Klagen kamen auf Klagen; endlich rüstete Herzog Otto, und rückte vor Obernberg, die verlorne Feste wieder zu gewinnen, und seine Unterthanen vor Schaumbergs Gewaltthätigkeiten zu befreyen. Dieser sandte seinem Herrn schnell Bothschaft von der Gefahr, die ihn bedrohte. Eben so schnell entboth der Herzog seine mächtigsten Vasallen, und kaum war Otto mit seiner Macht vor Obernberg erschienen, als ihm die Kunde kam, daß Friedrich mit zweymahl stärkern Schaaren von Wien heraufziehe. Otto fand es nicht rathsam, sich in eine offene Feldschlacht einzulassen, er zog sich zurück, aber die Fehde war nun erklärt, und an eine gütliche Ausgleichung nicht mehr zu denken. Friedrich hatte seine Heirathsgedanken gänzlich aufgegeben, er zieh Elisabeth der Kälte, der Unentschlossenheit, weil sie sich dem Befehle des Vaters gefügt, und dem Bräu-

tigam, den sie doch früher zu lieben geschienen hatte, frostig und zurückhaltend hatte begegnen können. Bey ihm war die ohnedieß nicht starke Liebesgluth im Kampfe mit Stolz und feindseligen Gefühlen untergegangen. Er that Elisabeth Unrecht, er ahnete nicht, mit wie blutendem Herzen sie dem Befehle des aufgebrachten Vaters sich gefügt, der seinerseits auch nicht gemeint hatte, daß es bis zu diesem Äußersten kommen würde. Jetzt war der Bruch zu weit gediehen, Erbitterung, Mißverständniß, böswillige Einmischungen machten ihn immer unheilbarer, die Gluth griff weiter um sich, andere Fürsten und Edle nahmen Theil daran; Manche glaubten, die Gelegenheit sey vorhanden, irgend ein altes Unrecht zu strafen, oder einen neuen Vortheil zu erringen. Bald war der Krieg allgemein, von beyden Seiten wurden Burgen gebrochen, Dörfer angezündet, Felder verheert. Herzog Friedrichs Zorn verfolgte vorzüglich die Herren von Waldeck, welche er als die Urheber alles dieses Übels ansah. Andere nahmen sich ihrer an, zu diesen gehörte vor Vielen der Bischof von Passau. Eingedenk der Großmuth, mit welcher ihn Friedrich nach der Schlacht auf dem Steinfelde behandelt, hatte er sich damahls eifrig und mit

Erfolg zu Friedrichs Gunsten beym Kaiser verwendet, und nun glaubte er den Herzog billig an diesen Dienst erinnern, und um Schonung für die Waldecker, seine Verwandten, ersuchen lassen zu können. Aber diese Erinnerung entflammte des Herzogs Zorn noch mehr. Er hatte den Kaiser und Verona nicht mit freundlichen Empfindungen verlassen; es ward ihm je länger, je klarer, daß man ihn mit leeren Hoffnungen hingehalten, daß die Aussicht auf seinen unbeerbten Tod die wahre Ursache aller Auszeichnung war, die man ihm erwiesen. Er ließ Rüdigern eine rauhe Antwort sagen; dieser wurde ebenfalls dadurch aufgebracht, und sagte dem Herzog ab. Friedrich war in einer Stimmung, in welcher es ihn freute, einen Feind mehr zu haben, an dem er den Zorn kühlen konnte; er rückte vor Ebersberg, das dem Bischof gehörte, und gewann es mit stürmender Hand, ehe jener auf Schutz für seine Feste denken konnte. [2]) Überall waren des Herzogs Waffen siegreich, überall erlagen ihm Heere und Schlösser; aber dieses Glück und der Haß, mit dem er seine Kriege führte, rissen ihn weit über alle Schranken der Billigkeit hinaus. Er wollte nicht bloß erlittenes Unrecht strafen, sondern unversöhnlich und unnachlassend rächen,

und vergebens versuchte Künring durch ernste Mahnungen, Pottendorf durch Bitten und Vorstellungen, diesen wilden Sinn in das verlassene Geleise ehemahliger Gerechtigkeit und Großmuth zurückzuführen.

Eine lange Zeit war nun verflossen, seit Melisende, durch ewige Gelübde festgebunden, im Clarenkloster lebte; aber jene Stille, jener innere unerschütterliche Frieden, den sie gehofft hatte hier zu finden, und durch den sie Veronika und viele ihrer Mitschwestern beglückt sah, war ihr nicht zu Theil geworden. Zwar hatte sie gehofft, als sie mit ihrem Schmerz getäuschter Hoffnung und verrathener Liebe hierhergeflüchtet war, diesen in heiligen Mauern wie in ein tiefes Grab gelegt zu haben, in welchem er schlafen, und ihre Seele nicht mehr beunruhigen sollte. Sie hatte nicht bedacht, daß dieser Friede nicht die Frucht einer bloß veränderten Lebensweise, sondern nur harter Kämpfe mit sich selbst, und gänzlicher Ergebung in den Willen des Höchsten sey. Die Stürme erwachten wieder von Zeit zu Zeit, und die überstrengen Bußwerke, zu welchen sie ihre Zuflucht nahm, vermochten sie nicht

hinreichend zu stillen; denn auch diese waren nicht in reiner Absicht geübt. Wenn auch Reue und Wunsch frühere Vergehungen abzubüßen sie dazu trieben, so hatten Verzweiflung und Lebensüberdruß auch ihren geheimen Theil daran. Es ließ sich eine leise Stimme, fürwahr nicht die Stimme ihres guten Engels, in ihr vernehmen, die ihr zuflüsterte: diese Casteyungen, diese Entbehrungen würden ihre verwöhnte Natur bald untergraben, und mit einem frühzeitigen Tode auch das Ende ihrer Qualen frühzeitig herbeyführen. Die Äbtissinn hatte dieß bald nach dem Eintritte Melisendens ins Kloster erkannt, sie hatte liebreich mit ihr darüber gesprochen, und ihr endlich diese allzugroße Strenge unter geistlichem Gehorsam untersagt. Dem Scheine nach hatte sich Melisende diesem Gebothe gefügt, heimlich aber ihre Selbstpeinigungen fortgesetzt, bis die Erlaubniß, die unwiderruflichen Gelübde abzulegen, eine undurchdringliche Scheidewand zwischen ihr und der Welt aufgeführt, und ihr zuerst dadurch einen Anschein von innerer Ruhe gegeben hatten.

Der Umgang mit den stillen Nonnen, deren Rechnung mit der Welt geschlossen war, die unverrückbare Ordnung des Tageslaufes innerhalb

der Mauern des Klosters, in welche nur der Wechsel der Jahreszeiten und die kirchlichen Feyerlichkeiten eine voraus zu berechnende Veränderung brachten, trugen endlich das ihrige bey, die aufwallenden Regungen in Melisendens Gemüth zu stillen, das wie ein schreiendes Kind von der gleichen Bewegung der Wiege, von den leisen Wellen des gleichförmigen Lebens sich beschwichtigt fühlte. Am wohlthätigsten aber wirkte Veronika's milder Geist auf sie, und je länger Melisende sich an das Unrecht erinnerte, das sie an diesem schuldlosen Wesen einst verübt, je bitterer ihr diese Erinnerung war, je völliger und freudiger schien Veronika alles Vergangene vergessen zu haben. Sie näherte sich ihr immer mehr, sie kannte die wunden Stellen in Melisendens Gemüth, sie behandelte sie klug und schonend, und jene Neigung, die ein gutgeartetes Herz stets an den Gegenstand seiner Wohlthaten knüpft, zog auch die milde Vorgesetzte desto mehr an ihre leidende Untergebene, je deutlicher sie einsah, wie heilsam ihre Vorstellungen, ihre Ermahnungen, ja selbst ihr bloßer Umgang auf die Unglückliche wirkte. Denn so wie Davids Harfentöne den gemüthskranken König Saul beruhigen konnten, wenn seine böse Stunde kam, so reichte

oft die bloße Erscheinung, die freundliche Ansprache dieses milden klaren Wesens, in seiner stillen Würde hin, um jeden Sturm in Melisendens Brust zu beschwören.

Ein solcher erhob sich mit Macht, als die Nachricht ins Kloster kam, daß Herr Ulrich noch lebe, daß er nach Österreich zurückkehren werde. Die ganze schmerzliche Vergangenheit erwachte mit derselben, und die Angst gesellte sich dazu, ob Ulrich nicht Einspruch thun, und sie zwingen könnte, ihre Gelübde aufzugeben, die vielleicht nicht für gültig angesehen werden würden, wenn sie nicht wirklich Witwe war. Auch hier sorgte Veronika für sie, indem sie Ulrich durch Freunde befragen ließ, und Melisenden bald die beruhigende Auskunft geben konnte, daß ihr Gemahl sich längst als getrennt von ihr betrachtet habe, und keinen Anspruch an sie mache. So erwünscht ihr diese Antwort im Grunde war, so fühlte sich ihr Stolz doch dadurch gekränkt, und es bedurfte einer Weile, bis diese unangenehmen Erschütterungen in ihrem Gemüthe ausgebebt hatten. Heftiger und dauernder aber wurde ihr Innerstes aufgeregt, als jene Bayerschen Fehden und Herzog Friedrichs Betragen sie überzeugte, daß seine Hand wieder frey war, und daß sein Herz

gar keine oder nur eine schwache Stimme bey diesen Verhandlungen gehabt hatte. Alle ihre Leidenschaft erwachte wieder, und es gab viele Stunden, wo die schmerzlichste Reue sie zerriß, daß sie ihm und der Welt entfliehen, daß sie sich so voreilig mit ewigen Gelübden hatte binden können. Wenn dieser Sturm sich gelegt hatte, dann quälten sie Gewissensbisse, und eine Reue anderer Art über diese sündlichen Gefühle, und so wechselten Leidenschaft, Sehnsucht, Reue und Gewissensqual in ihr, und ihr Körper erlag beynahe diesen Kämpfen.

Sie war noch in diesem wildbewegten Zustande, als Pater Chrysostomus unvermuthet im Kloster erschien. Er hatte sich seit den letzten Jahren wenig an einem bestimmten Orte aufgehalten, er war herumgepilgert, wie ihn der Geist trieb, wie und wo er zu nützen, zu bessern, zu trösten hoffen konnte. So hatte er viele Länder durchwandert, der innern Stimme gehorchend, die ihn, wie er sagte, nie getäuscht, und die ihn jetzt antrieb, ins Vaterland zurück zu gehen. Auf dem Wege dahin wollte er Melisenden besuchen, und sehen, wie weit sie auf dem Pfade des Heils fortgeschritten war, auf den er sie geleitet hatte. Er erschrack über ihren Anblick, wie sie ihm

entgegentrat, und kaum konnte er in dieser vorgebeugten Nonnengestalt mit den bleichen, tiefgezeichneten Zügen die stolze griechische Fürstinn erkennen, die er zuerst in Wien und dann auf Schloß Starhemberg gesehen, als sie noch den Gedanken nährte, den Herzogshut von Österreich auf ihre dunkeln Locken zu setzen. Seine Ankunft erregte große Freude im Kloster; Alle glaubten, er würde einige Zeit verweilen, und Veronika hoffte den gesegnetsten Einfluß von seiner Anwesenheit auf Melisendens Beruhigung. Aber er kündete den frommen Schwestern sogleich an, daß seines Bleibens hier nicht sey, daß eine innere Stimme ihn treibe, in sein Vaterland zurückzugehen, und seinen Bruder aufzusuchen, um einem unglückseligen Beginnen vorzubauen, das, wie ihm ahnete, von seinem Hause ausgehen würde; und ob er gleich keine Hoffnung hegte, die That selbst abzuwenden, so wünschte er doch den Bruder abzuhalten, daß er nicht seine Hand dazu biethe. Vergebens stellte ihm Melisende, die von seiner frühern Geschichte unterrichtet war, die Gefahr vor, der er sich bloß stellte, indem er sich in die Nähe und Macht seines Bruders begab. Er berief sich auf das Beyspiel des Apostel Paulus, als

man ihn abhalten wollte, nach Jerusalem zu ziehen, wo seiner Bande und Schmach warteten, beharrte fest auf seinem Entschlusse, und brach wirklich am dritten Tage von St. Pölten auf, um seinen Bruder aufzusuchen, von dem er nichts weiters wußte, als daß er mit König Bela aus Dalmatien nach Ungarn zurückgekehrt war.

In diesem Reiche verloren sich bereits die Spuren der schrecklichen Verheerungen, welche die Mongolen hinter sich gelassen hatten. Die versprengten Einwohner waren nach und nach aus ihren Zufluchtsstätten hervorgekommen, wohin sie sich vor der Wuth der Barbaren geflüchtet; sie fingen wieder an das Land zu bauen, der Erde Saamen zu vertrauen, die Reben auf den sonnigten Höhen zu pflanzen, zu pflegen, und der fruchtbare Boden vergalt durch reiche Ernten an Korn und Wein die auf ihn gewandte Mühe, und ersetzte bald allen früheren Verlust. Auch die verbrannten Hütten erhoben sich wieder, und obwohl manche theure Stätte in denselben jetzt leer stand, so fanden doch die Zurückgebliebenen sich nach und nach in dieß schmerzliche Vermissen, die gute Zeit ging ihren leisen Schritt über ihre

Häupter dahin, und Alles kehrte allmählig so ziemlich in den vorigen Zustand zurück. Der König, durch sein Unglück belehrt, verbesserte manches, was vorher seinen Untergebenen, oder wenigstens den Großen, die ihn zunächst umgaben, tadelnswerth geschienen, und sie ihre Augen auf seinen jugendlichen tapfern Nachbar hatte werfen machen. Auch zog wohl gemeinsames Leiden die lose gewordenen Bande zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen fester; genug, Ungarn erhob sich zum Erstaunen seiner Nachbarn bald so kräftig aus seiner Verwüstung, daß Bela daran denken konnte, das Verlorne wieder zu gewinnen, und einem auswärtigen Gegner die Spitze zu biethen.

Wohl war der Verlust dreyer Comitate, welche Friedrich von Österreich noch besetzt hielt, schon an und für sich wichtig genug, den König zu veranlassen, daß er alles aufbiethen sollte, um sie sobald als möglich dem Nebenbuhler abzukämpfen. Aber die Frangepani, und unter ihnen besonders Jerindo, unterließen nichts, um dem König die Größe dieses Verlusts, die Schmach, die dem Reiche daraus erwachse, und die Kühnheit des Herzogs, der das Unglück des Königs mißbraucht, um seine Staaten zu vergrößern,

im gehässigsten Lichte zu zeigen. Es bedurfte nicht viel, um Bela zu feindseligen Empfindungen und Thaten aufzureitzen, und so standen die Sachen, als Emerich sich anschickte, seinen Bruder in Ungarn aufzusuchen. Er fand das Land ringsum in Bewegung. Vieles war noch nachzuhohlen, was der feindliche Einfall verwüstet hatte, Einrichtungen, Verbesserungen aller Art zu machen, und mitten durch diese Arbeiten des Friedens gingen heimliche Kriegsrüstungen, die dem Herzog und der Wiedergewinnung des Verlornen galten.

Emerich sah das Alles, und sah es mit schwerem Herzen; denn über dem rastlosen Treiben, den irdischen Verlust zu ersetzen, wurde das Höhere vernachlässiget. Noch lagen viele Kirchen in Schutt, Seelsorger fehlten an den meisten Orten, die Menschen waren durch lange getragenes Elend, Flucht aus der Heimath u. s. w. verwildert, und hinter allen diesen entmuthigenden Vorstellungen lagen die Vorbereitungen zu einem Kriege, der dahin abzuzielen schien, um die traurigen Ahnungen, welche Emerich seit langem quälten, ihrer Erfüllung nahe zu bringen. Er erkannte seines Bruders Geist und Wirken in allem, was er hier geschehen sah. Jerindo hatte in den Bewegungen der großen Welt gelernt,

den Zweck des Lebens in Ruhm und irdischer Macht, in Glanz und verfeinertem Genuß zu suchen, und ihm schien die Rache an dem Feind nicht bloß erlaubt, sondern eines edlen Gemüthes würdig. Das wußte Emerich, und erkannte, wie schwer es seyn würde, auf dieß Gemüth zu wirken, und es milder zu stimmen. Aber er hatte es unternommen, er wollte es vollführen; denn er hielt es für ein Gott gefälliges Werk, und einige kleine Ereignisse trugen bey, seinen Muth zu stärken, weil sie ihm Beweise himmlischer Huld schienen. Sein Ruf war längst bis in sein Vaterland gedrungen. Viele verehrten ihn hier als einen Heiligen, als einen Märtyrer seiner Überzeugung. Er vermuthete seinen Bruder beym Könige, er hatte diesen in Gran gesucht, aber nicht gefunden. So pilgerte er bis nach Ofen; überall war ihm eine günstige Meinung vorausgeeilt, und überall kamen ihm gläubige Schaaren entgegen. Schon sein Anblick, die rauhe Kleidung, der Strick um die Lenden, die nackten Sohlen, die harte Lebensweise, die freywillige Armuth in Vergleich mit dem Loose, zu dem ihn seine Geburt berechtigte, an das er gewohnt gewesen, und dem er entsagt hatte, um sich dem Geringsten im Volke gleich zu stellen, gewannen ihm die

Herzen. Man umringte ihn, man bath um seinen Segen, man wollte ihn reden, predigen hören. Er betrachtete die Menge, die ihn umgab, er dachte an die verfallenen Kirchen, den vernachlässigten Gottesdienst, ihm fielen die Worte des Heilandes ein, wie das Volk in der Wüste sich zu ihm gedrängt hatte, und er, sich ihrer erbarmend, sie nicht hungerig nach Hause gehen lassen wollte, damit sie auf dem Wege nicht erlägen. So dünkte es Emerich jetzt, daß das verwilderte Volk geistlicher Nahrung bedürfe, und er wollte sie nicht ungespeiset sich entfernen lassen. Er willfahrete ihrer Bitte, hielt Reden voll ernster Ermahnung an sie, und sah mit Freude die Aufmerksamkeit und Rührung, welche er in ihnen erweckte. Nur kurze Zeit verweilte er an jedem Orte, denn es drängte ihn, seinen Bruder zu finden. Dennoch hielt ihn der Zudrang der Menschen länger auf, als er wünschte, und so kam es auch, daß die Kunde von seiner Annäherung und von seinen Predigten eher nach Ofen in die Königsburg, und zu seines Bruders Ohren kam, als er selbst dahin gelangen konnte.

Unmäßiger Zorn bemächtigte sich Jerindo's, als er von diesem Thun und Treiben seines Bruders, und von dem Rufe seines Nahmens hörte,

der sich in ganz Ungarn verbreitete. Sein Bruder, der Abkömmling eines der ersten Baronen des Reichs, eines Hauses, das sich Fürsten gleich stellte, und dessen mächtiger Beystand nur eben erst den König eigentlich wieder auf den Thron seiner Vorfahren gesetzt, und darauf befestigt hatte, dieser Bruder zog als Bettelmönch, mit nacktem Fuße, umschornen Haupte, zur Schande seiner Familie, wie ein Thor durch das Vaterland, brandmarkte den ruhmvollen Nahmen der Frangepani, und beging vielleicht nächstens noch größere Tollheiten, die ihn und sein Haus mit Schmach bedecken konnten. Das durfte nicht seyn, dem mußte gesteuert, und dieß widersinnige Beyspiel den Augen des eben so thörichten, gaffenden Volkes entzogen werden. Das hatte Zerindo unabänderlich beschlossen.

Ein heiterer Abend schloß einen warmen Frühlingstag, und ein vorüber rauschender Regen hatte die Natur erquickt. Hinter den Rebenhügeln bey Ofen sank die Sonne hinab, und glühend goldene Tinten verbreiteten sich von ihrem Untergange her bis jenseits des Stroms über das Feld Rakos hin, wo die reine Luft dieses Abends jeden Gegenstand in klaren, scharfen Umrissen zeigte. Hier, in der Nähe der Königsstadt, waren die

Spuren der mongolischen Verwüstungen schon ganz verwischt, Ordnung und Wohlhabenheit herrschte in den nahen Dörfern, und man sah einen zahlreichen Haufen Menschen unfern des Stroms um einen Mann versammelt, der, mitten unter ihnen auf einer Erderhöhung stehend, sie mit lauter Stimme anredete. Es war Emerich, der nun bald das Ziel seiner Wanderung erreicht hatte, und den Bitten des Volkes nachgebend, ihnen eine Rede hielt, um sie von der Verwilderung, worein das lange Unglück des Landes sie gestürzt, und von den Verirrungen, die ihnen aus dem steten Umgange mit den heidnischen Kumanen drohten, zurückzuführen. Er sprach mit Wärme, mit Salbung und mit einer Beredsamkeit, über die sich Manche wunderten, die ihn jetzt hörten, und früher gekannt hatten, als seine Schüchternheit, sein linkisches menschenscheues Benehmen ihn eher zu allem als zu einem Manne des Volkes, zu einem erfolgreichen Prediger bestimmt zu haben schienen. Von Allen gesehen, stand er auf dem kleinen Hügel, sein Gesicht strahlte von Eifer und Liebe, und zeigte einen Ausdruck, der seinen Zügen sonst fremd war. Eine himmlische Erhebung glänzte in seinen Augen, wie er sie für seine Zuhörer bethend zum

Himmel erhob, und die Sonne, welche eben jetzt hinter den Bergen verschwand, übergoß seine Gestalt mit einem wunderbaren Lichte, das ihm etwas Überirdisches zu geben schien, als plötzlich der Hufschlag von näher kommenden Pferden und ein roher Lärmen die fromme Handlung unterbrach. Ein Trupp berittener und bewaffneter Reisigen näherte sich dem Kreise, der den Prediger umstand; ihr Anführer, ein Kumane, sprengte wild unter den Haufen hinein, geboth im Nahmen des Königs dem Prediger, stille zu schweigen, der Menge, sich zu zerstreuen, und seinem Gefolge, sich des Geistlichen zu bemächtigen, und ihn gefänglich nach Ofen zu führen. Schrecken und Bestürzung ergriffen im ersten Augenblicke jedes Herz, und lähmten jeden Arm. Auch Emerich starrte betroffen und verwundert den Kumanen an, der sich nun durch den weichenden Haufen mit seinem Pferde Platz gemacht, und bis zu ihm durchgedrungen war. Aber diese Bestürzung währte nur einen Moment. Bald bemächtigte sich Zorn und Entrüstung aller Gegenwärtigen, der Gedanke, daß man ihnen ihren Prediger rauben, ihn wohl gar mißhandeln könnte, entflammte jedes Gemüth. Schnell war eine Menge von Säbeln bloß, die sich vor ihren Prediger, und zwischen

ihn und die Reiter drängend, mit wildem Geschrey die Entfernung der Bewaffneten forderten, und den schuldlosen heiligen Mann mit ihrem Leben zu vertheidigen schwuren. Diese Widersetzlichkeit entzündete nun auch den Muth der Reisigen, auch sie entblößten ihre Waffen, und wenn, daß sie zu Pferde waren, ihnen einen Vortheil über die unberittene Menge gab, so war die Überzahl ohne Vergleich auf Seite ihrer Gegner, die sich jeden Augenblick durch neue Ankömmlinge vermehrten, welche Neugier und Kampflust herbeyzogen. Schon war es daran, daß ein wüthender Kampf beginnen sollte, da machte mit Mühe und heftiger Anstrengung der Stimme sich Emerich Platz durch den wildempörten Haufen, geboth Ruhe und Stille, befahl die Waffen zu senken, und sagte nun mit einer Heiterkeit, als ginge der Vorfall ihn gar nicht an: Meine Brüder und lieben Landsleute! Hört mich gelassen an, wie ihr erst noch vor Kurzem gethan habt! Es ist offenbar, daß hier ein Irrthum obwalten muß. Ich bin ja ein Ungar wie ihr, ich bin überdieß Magnat des Königreichs, ein geborner Ritter von Frangepani, ein freyer Mann, den Niemand ohne vorhergegangene Untersuchung seiner Freyheit berauben kann. Was ich gethan, wie

ich gelebt, ist offenkundig, und Jedermann, auch des Königs Majestät, muß wissen, daß ich nichts Unrechtes, und gewiß nichts Strafbares verübt habe. Beruhigt euch also, meine Brüder! Es ist nicht möglich, daß mir wirklich etwas zu Leide geschehen dürfte oder könnte. Daher laßt mich ungehindert mit diesen Männern ziehen, die mich aus einem Mißverständniß abzuhohlen gekommen sind, welches sich ohne Zweifel bald aufklären wird. Aber der Wille unsers Königs muß jedem guten Ungar heilig seyn. Darum keine Widersetzlichkeit, keine entblößten Waffen! Kehrt zur Ordnung, zum Gehorsam zurück, und der König wird euch eure augenblickliche Verirrung um der menschenfreundlichen Ursache willen, die sie veranlaßte, verzeihen. Jetzt lebt wohl, meine Brüder! Ich hoffe zu Gott, setzte er hinzu, indem er Hände und Augen bethend zum Himmel erhob — er wird mein Gebeth und das Eurige erhören, wie er einst das Gebeth der Christengemeine für die Freywerdung des Apostels Petrus erhörte, und mich bald zu euch zurückführen.

Mit diesen Worten wandte er sich zu den Kumanen, und sagte: Ich bin bereit euch zu folgen. — Die Menge senkte die Säbel, und wich ehrerbiethig, aber trauernd zurück. Es war den Meisten,

als wäre die Sache nicht so leicht zu nehmen, wie der Geistliche sie vorstellte, als laure hier mehr als ein Mißverständniß. Einige beruhigten sich mit dem Gedanken, daß es dem vornehmen Herrn, den sie mit Erstaunen in dem armen Bettelmönche erkannten, nicht an mächtigen Freunden und Schützern fehlen würde; Andere, die wohl jetzt der Ermahnung des Predigers gehorcht, und sich beruhigt hatten, sannen darauf, wenn es sich nicht so verhalten, wenn ihm Gefahr drohen sollte, sich seiner mit gewaffneter Hand anzunehmen, und nicht auf einen Engel zu warten, der seinen Kerker öffne. Emerich war unterdeß von der Erhöhung, auf der er gestanden, herabgestiegen, die Reisigen sprengten wild unter das Volk, um sich Raum zu verschaffen, der Kumane hieß den Geistlichen sich neben seinem Pferde halten, der andere Trupp umringte sie von beyden Seiten, um jeden Versuch der Befreyung, den das Volk vielleicht wagen könnte, abzuwehren, und so setzte sich der Zug langsam, weil Emerich den Schritten der Pferde folgen mußte, nach Ofen in Bewegung.

Im Gehen redete er den Anführer an, und ersuchte ihn, wenn es anginge, ihn zuerst zu seinem Bruder, Herrn Jerindo, zu führen, oder

wenigstens zu erlauben, daß einer von den Reisigen diesen von dem Vorfalle unterrichte.

Euer Bruder? versetzte der Kumane mit rohem Hohnlachen: Der ist es ja eben, der uns abgeschickt hat. Auf sein Ersuchen ist der königliche Befehl gegeben, und ihr seyd s e i n Gefangener.

Bey diesen Worten erschrack Emerich erst; denn früher hatte er seine Verhaftung wirklich für ein Mißverständniß von Seite des Königs selbst gehalten. Mein Bruder hat euch geschickt? wiederhohlte er, und verstummte dann, und vor seinem Geiste gingen alle die Wahrscheinlichkeiten, die ihm von Seite dieses Bruders drohten, in trübem Lichte vorüber. Er wurde in einen festen Thurm, der einen Theil des königlichen Schlosses ausmachte, und zur Aufbewahrung der Gefangenen bestimmt war, gebracht. Ein düsteres Gemach, mit hohen vergitterten Fenstern und einer starken Thüre versehen, wurde ihm zum Aufenthalte angewiesen, diese letzte sogleich hinter ihm verschlossen, und er der Einsamkeit und seinen Betrachtungen überlassen, die in seiner Lage nicht erheiternd seyn konnten. Indessen verging eine Stunde nach der andern, es kam die Nacht, und Emerich blieb noch immer allein und ohne Aufklärung über sein Schicksal. Ein un-

freundlicher Knecht, der zuletzt mit einer Leuchte, etwas Speise und einer Schütte Stroh eintrat, gab ihm auf seine Fragen keine Antwort, und entfernte sich wieder, als er des Gefangenen Lager besorgt hatte. Emerich ergab sich in sein Schicksal, er bethete mit frommer Inbrunst, auch für seinen Bruder Jerindo, und entschlief bald darauf ruhig im Bewußtseyn seiner Unschuld und des göttlichen Schutzes.

Eine heftige Bewegung an seinem Arme erweckte ihn. Es war Tag, der Morgen da, und Jerindo stand vor ihm. Schnell sprang Emerich von seinem Lager, und bewillkommte den Bruder freundlich, indem er ihm, guten Morgen wünschend, die Hand both. Aber Jerindo stieß die dargebothene zurück, und sagte mit rauhem Tone: Mit Narren habe ich keine Gemeinschaft, und ich bin hier, um deinem tollen Treiben, das unser Haus mit Schande überhäuft, ein Ende zu machen.

Mein Bruder! erwiederte Emerich sanft: Ich weiß nicht, was du mit der Schande sagen willst, die ich über unser Haus gebracht haben soll.

„Ist das keine Schande, wenn du, der Abkömmling von Fürsten, als Bettelmönch durchs Land ziehest, wenn du, der Enkel des Pierleone, der

Tausenden in Rom sein Brot brach, von schmutzigen Landleuten dein Stück Brot erbettelst, wenn —“

Bedenke, lieber Bruder! Die Armuth ist von jeher die Begleiterinn der Heiligen, ja die erwählte Begleiterinn des Heiligsten gewesen, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legen sollte, während doch Füchse und Vögel ihre Nester hatten, und unser frommer Stifter nannte die Armuth seine beste Freundinn.

„Das war ein Mensch von niederer Geburt, ein Kaufmannssohn. Vermenge die Begriffe nicht! Was jenem ziemen mochte, entehrt dich und uns.“

Nicht doch, Bruder! Entehren kann nur das Unrecht, und Unrecht habe ich doch wenigstens mit Wissen und Willen nie gethan. Daß ich den geistlichen Stand dem eines Ritters vorzog —

„Das würde ich nie getadelt haben. Ich ehre den geistlichen Stand, er ist verdienstlich vor Gott, und kann zu hohen Ehren in der Welt führen. Wärst du Geistlicher geworden, um in ein Collegiatstift, in eine Abtey zu kommen, ich würde deinen Entschluß gelobt, ich würde, was in meinen Kräften gestanden wäre, gethan haben, dich zu unterstützen, und ich vermag viel

beym Könige, das darf ich sagen. Ein Erzbisthum, vielleicht einst das Primat von Ungarn, würde dir durch meine Verwendung nicht entgangen seyn; und wenn ich, wie ich hoffe, nächstens Palatin des Reichs bin, und mein Bruder Primas wäre, dann wäre das Land in unserer Hand."

O Gott! versetzte Emerich, indem er mit gefalteten Händen zum Himmel emporsah: Welche schwindelnden Entwürfe! Dafür bewahre mich du, o himmlischer Vater!

„Er hat dich davor bewahrt, oder vielmehr deine Narrheit, du unverbesserlicher Thor! Und darum habe ich dich hierherbringen lassen, um deinem schimpflichen Beginnen Einhalt zu thun. Ich kann, ich darf es nicht zugeben, daß ein Frangepani, ein Bruder des künftigen Palatin des Reichs, als ein Bettelmönch durchs Land ziehe, einen Haufen Pöbel hinter sich herschleppe, ihm auf offener Straße Bußermahnungen halte, und in Dörfern und Städten sich dort herumtreibe, wo nur das nichtswürdige Volk, die verworfenen leibeigenen Seelen sich aufhalten. Unterbrich mich nicht! Du bist betreten, daß mir deine Streiche bekannt sind. Wisse, du thörichter Mensch! In Ungarn, zumahl in der Nähe des Hofes, ist nichts, das der Wissenschaft und dem Arme bei-

nes Bruders sich entziehen kann. Darum wähle! und deßwegen habe ich dich hierherbringen lassen, und mich entschlossen, dich noch einmahl zu sehen. Entweder schwörst du mir, so wie die bestraften Raubritter Urphede schwören müssen, dich künftig ruhig zu verhalten, allem Herumziehen und Bußpredigen zu entsagen, und dich in ein anständiges Stift oder Kloster zu begeben, in dem ich nicht erröthen darf, meinen Bruder zu wissen, oder du bleibst in enger Gewahrsam unter meiner eigenen Obhuth, und siehst den Tag der Freyheit nie wieder."

Jerindo schwieg, nachdem er die letzten Worte mit heftigem Tone gesprochen hatte. Auch Emerich blieb eine Weile still, seine Seele war tiefbetrübt, aber es war nicht das eigene Geschick, das ihn bekümmerte. Endlich sagte er sehr gelassen: Es thut mir leid, lieber Bruder, daß meine Art zu denken und zu handeln, deinen Zorn auf eine so heftige Art erregt hat, und ich dir ohne mein Wissen und Willen eine Veranlassung zur Sünde bin. Glaube mir, dieß ist eigentlich das Einzige oder doch Hauptsächliche, was mich schmerzt. Übrigens muß ich dir sagen, wenn der Geist in mir mich treibt, dem armen verirrten Volke zu predigen, das durch Mangel an Unterricht, lan-

ge Verwilderung und den Umgang mit heidnischen Kumanen vom Pfade des Heils abgekommen ist, so kann ich ihm so wenig widerstehen, oder wohl gar, wie du meinst, ihm zu widerstehen geloben, als du mit deiner ganzen Macht es hindern wirst, wenn Gott es geschehen lassen will. Deßwegen bin ich ganz ruhig. Deine verlangte Urphede aber, wie du es nennst, schwöre ich nicht, denn es wäre Sünde. In Banden magst du mich halten, wie und so lange du kannst; der Herr wird mich schon erretten, wenn es Zeit ist, wie er mich damahls aus dem Schlosse zu Sziklos errettete, wo du mich auch einzusperren gedachtest. Gib das also lieber auf, mein Bruder! Laß mich meine Straße ziehen, zieh du deine bis auf einen gewissen Punct; denn über diesen mit dir zu sprechen, ist die eigentliche Ursache meiner Reise hierher.

Die Sanftmuth und zugleich die ruhige Entschlossenheit, mit welcher Emerich die Schmähungen seines Bruders beantwortete, brachte diesen zuerst in stärkern Zorn, wie das immer zu geschehen pflegt, weil zu dem Unwillen sich eine Art von Beschämung gesellt; endlich ergriff er die Hauptwaffe, womit die Welt Gesinnungen zu bekämpfen pflegt, die sie nicht begreift, er fing an zu spotten, und sagte höhnisch: Und welcher

Punct ist denn das, wenn ich fragen darf, bis zu dem und nicht weiter du mir erlauben willst, meinen Weg zu verfolgen?

Sieh, Jerindo! nahm Emerich, ohne auf seinen Spott zu achten, ruhig das Wort: Das ist die wichtige Angelegenheit, die mich zu dir führt, und ich sehe es als ein günstiges Zeichen an, daß selbst dein ungerechter Zorn gegen mich dazu dienen mußte, mir eher zu meinem Ziele, einer vertrauten Unterredung mit dir, zu helfen. Denn hätte ich dich in der Königsburg suchen müssen, wer weiß, wie lange du dich mir entzogen, und mit Geschäften entschuldigt hättest, um mich nicht zu sehen.

Das hätte dir geschehen können, versetzte Jerindo hohnlachend.

Nun sieh, Bruder! So ist es so, wie es gekommen ist, besser für mich und dich, und ich bin dessen, was ich zu leiden hatte, wieder froh, wie mir denn das fast noch immer so gegangen ist.

„Wunderlicher Mensch! Doch sprich, was ist es, über das du mich zu sprechen gewünscht hast?"

Ich habe in Österreich gehört, und hier in Ungarn hat es mir der Augenschein bestätigt, daß König Bela sich zum Kriege rüstet?

„Allerdings. Es ist Zeit, daß der schlafende

Löwe sich schüttle, damit die allzu sichern Feinde nicht zu kühn werden."

Wahrscheinlich gelten diese Rüstungen dem Herzoge von Österreich?

„Es ist vielleicht nicht klug von mir, dir hierauf zu antworten. Aber du bist mein Bruder, du bist ein Frangepani, und ich vertraue dir, was fürs Allgemeine vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben muß. Ja, es gilt dem Herzog von Österreich, diesem trotzigen, ungerechten, ländersüchtigen Mann, der sich nicht entblödet hat, unter schnödem Vorwande das Unglück unsers Vaterlandes zu mißbrauchen, und seine Schaaren in die Länder unsers Königs einrücken zu lassen."

Ich begehre den Herzog nicht zu entschuldigen, mich gehen die Welthändel nichts an, und immer habe ich es schwer gefunden, wenn ich darnach strebte, Recht und Unrecht in ihnen zu sondern, auf etwas Klares und Unzweifelhaftes zu kommen. So wird es wohl auch hier stehen.

Mit Nichten! fiel Jerindo heftig dem Bruder ins Wort: Hier ist das Recht so vollständig auf unserer Seite, daß —

Lassen wir das gut seyn, Bruder! Es gehört nicht zu unserer Sache, und ist ganz gleichgültig

für dieselbe, ob König Bela oder Herzog Friedrich das Recht auf seiner Seite habe. Ich weiß nun genug. Es wird Krieg gegen ihn geführt, und du, Bruder, bist, wie in vielen andern wichtigen Angelegenheiten unsers Vaterlandes, auch hier eine der mächtigsten Triebfedern gewesen.

„Ich habe dir gesagt, daß ich viel vermag; was der König mir, unserm Hause dankt, weiß er und die Welt. Ohne uns hätte er schwerlich mehr den Thron der Arpaden bestiegen, die Frangepani haben ihn hinaufgeführt, sie werden ihn dort erhalten.“

Das gebe Gott! Ich habe aber eine dringende Bitte an dich, mein Bruder! Du ziehst jetzt wahrscheinlich mit dem Könige deinem und seinem alten Feinde, dem Herzog entgegen.

Das denke ich, und freue mich dessen, rief Jerindo mit ausbrechender wilder Lust: Ich will diesen Herzog aufsuchen in der Schlacht, ich will den Weg zu seinem Leben finden, mein Schwert in seinem Herzen umwenden, und nur dann zufrieden seyn, wenn er seinen Athem zu meinen Füßen verröchelt hat. —

Halt! Halt! rief Emerich, indem er, immer mehr erbleichend, zurücktrat: Das ist der Fluch unsers Hauses, das sind die blutigen Bilder des

Unterganges, die mich seit Jahren quälen und verfolgen. O laß ab! laß ab von diesem Rachegedanken, mein Bruder, fuhr er fort, indem er ihm zu Füßen fiel: Sieh, hier liege ich auf den Knieen vor dir, laß ab von deiner Rache, gib auf deinen Zorn!

„Nimmermehr!“

Sagt denn nicht der Heiland: Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen?

„Das ist nur Mönchen gesagt, oder solchen, die ihnen gleichen. Kein Mann, kein Ritter, der Muth in der Brust, und Kraft im Arme fühlt, kann seinem Feinde vergeben. Es ist unmöglich. Ich will Rache, ich will sie mit ruhiger Erkenntniß; denn ich halte sie für Pflicht gegen unser Theuerstes auf Erden, gegen unsere Ehre —“

O mein Bruder, warum habe ich nicht die Stimme eines Engels, um an dein Herz zu sprechen und es zu rühren? Sieh, wir haben unter demselben Herzen gelegen, unsre Kindheit floß in Einigkeit und Unschuld hin. Laß mich dich jener Tage erinnern, wo wir im älterlichen Hause beysammen lebten, wo oft der Vater unsern Spielen zusah, unsere brüderliche Liebe segnete, und uns empfahl, sie nie zu vergessen —

Aber was ficht dich denn mein Zwist mit dem

Herzoge so sehr an? erwiederte Jerindo etwas milder: Warum wirfst du dich zu seinem Schützer und Fürsprecher auf?

Nicht seinetwegen, Bruder! Bey Gott! nicht seinetwegen. Ihn begehre ich nicht zu vertheidigen; es ist mir um deinet= um unsers Hauses willen.

„Ich verstehe dich nicht. Aber steh doch auf!“

Nicht eher, bis du mir gelobt hast, dem Herzoge nicht nach dem Leben zu streben.

„Das gelobe ich nicht.“

Nun so wird denn, rief Emerich mit dem Tone des heftigsten Schmerzens, der Fluch erfüllt werden, und der letzte unsers Stammes stirbt durch Henkershand!

Bey diesen Worten sprang er vom Boden auf, Jerindo trat entsetzt zurück, und starrte den Bruder an, der mit verwilderten Blicken und dumpfer Stimme fortfuhr: Ja, so spricht die innere Stimme, der Geist in mir. Wenn das Entsetzliche verübt wird, wenn der letzte Babenberger und der letzte Hohenstaufe durch einen Frangepani fällt, und der herrliche Stamm in seinen beyden Zweigen durch Ein Haus feindlich untergeht, dann büßt der Letzte dieses Hauses die Unthat der Vorfahren durch Henkershand, und ein

Fürst von Österreich wird es seyn, der ihn dazu verurtheilt. [3])

Jerindo stand bestürzt, erschüttert neben seinem Bruder, der nun, nachdem er seine Vorhersagung mit sichtbarer Anstrengung hervorgestoßen, erschöpft auf sein Lager sank.

Eine Weile sprach keiner von Beyden; endlich faßte sich Jerindo zuerst, und sagte: Das sind Träume eines kranken Gehirns, Bruder, und ganz natürliche Erzeugnisse deiner Lebensweise und deiner überspannten Einbildungskraft. Welchen Zusammenhang kann mein Haß gegen den Herzog von Österreich mit der Erlöschung des Kaiserhauses haben? und wie thöricht ist der Gedanke, daß Einer aus den Frangepanis, aus diesen eifrigen Ghibellinen, seine Waffen gegen einen Hohenstaufen kehren werde? Du mußt selbst einsehen —

Ich sehe nichts ein, rief Emerich mit dumpfer Stimme, nichts, als daß das Unglück geschehen, und unser Haus mit Schmach enden wird. —

Emerich! begann Jerindo von neuem nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Deine Vorhersagung wäre gräßlich, wenn sie nur die geringste Glaubwürdigkeit hätte. Aber sicher ist sie nichts als ein Erzeugniß deines melancholischen Geistes,

und es wäre eben so zwecklos als thöricht von mir, wollte ich mich bemühen, sie zu widerlegen. Ich bin auch überzeugt, du selbst wirst sie in ruhigen Augenblicken für das erkennen.

Emerich schüttelte finster das Haupt, ohne zu antworten.

Indessen, Bruder, fuhr Jerindo fort: Du hast mich unsrer Jugend, unsrer kindischen Freundschaft, unsers rühmlichen Vaters gemahnt. Ich weiß, was ich diesen Erinnerungen schuldig bin, und so sage ich dir, es thut mir leid, wenn ich dich zu hart angelassen, wenn ich dich gestern durch deine öffentliche Gefangennehmung gekränkt habe. Du bist doch mein Bruder, ein Frangepani. Verzeih! — Er hielt ihm bey diesen Worten die Rechte zur Versöhnung.

Emerich sprang heftig auf, ergriff des Bruders Hand, und drückte sie an sein Herz. Reden konnte er nicht vor innerer Bewegung, aber er warf sich an Jerindos Hals, und seine Thränen brachen hervor. Er hatte den harten Bruder immer innig geliebt, und die Güte, mit der ihm dieser jetzt entgegenkam, überraschte ihn desto mehr, je weniger er nach dem, was vorgegangen war, darauf gerechnet hatte. Eine Weile hielten sich beyde innig umarmt. Emerich war in Rührung,

Dankbarkeit und Liebe aufgelöst, sein frommes Gemüth spiegelte ihm schöne Hoffnungen vor, er hielt, nachdem sich ihre Arme losgelassen hatten, des Bruders Hand noch eine Weile mit sanftem Drucke in der seinen, und sah ihm mit leuchtenden Augen ins Angesicht.

Bey Jerindo verlor sich das weichere Gefühl bald, und machte wieder einer klaren Übersicht der Dinge Platz. „Nun lebe wohl, Bruder! Ich muß zum König; aber ich werde noch vorher Anstalt treffen, daß du in ein anderes Gemach gebracht, und dir überhaupt hier so begegnet werde, wie es einem Herrn von Frangepani ziemt.“ Emerich öffnete die Lippen, um etwas einzuwenden, aber Jerindo fuhr fort, indem er um sich sah: Diese nackten Wände, dieses Strohlager, dieser Steinsitz sind kein geziemender Aufenthalt für dich. Dagegen, hoffe ich, wirst du mir versprechen, dich auch in deinem Betragen deinem Stande gemäß zu benehmen. Also keine Bettelmönchssitten, keine Bußpredigten mehr, und du wirst erfahren, welchen guten Bruder du an mir hast. Er both ihm bey diesen Worten die Hand noch einmahl. Emerich faßte sie, aber er trat mit strömenden Augen zurück. O mein Bruder! rief er: Wie grausam täuschest du meine Hoffnun-

gen, meine innige Liebe zu dir! Das kann ich, das darf ich ja nicht, was du von mir forderst; denn ich darf einem Menschen, und wenn er mein geliebtester Bruder, selbst wenn er mein Vater wäre, nicht mehr gehorchen, als Gott. Daher nimm dein Versprechen, deine Wohlthaten zurück! Ich kann sie unter dieser Bedingung nicht annehmen. Ich muß und werde künftig leben, wie ich bisher gelebt habe, und so oft und wo immer mir Gott die Gelegenheit schafft, dem verirrten Volke Worte des Heils zu sagen, werde ich es thun. Das kann nicht anders seyn.

Jerindos Züge hatten sich während der Rede seines Bruders immer mehr und mehr verfinstert, alle sanfteren Regungen, alle furchtbaren Ermahnungen waren vergessen. Sein ganzer Zorn erwachte wieder, heftig riß er seine Hand aus der des Bruders, und stürmte mit den Worten: Unverbesserlicher Thor! So habe denn, was du wolltest! aus dem Gemach. Die schwere eiserne Thüre fiel ins Schloß. Emerich hörte von Außen die Riegel vorschieben, und bald darauf den eintönigen Schritt des Kumanen, der vor derselben, Wache haltend, auf und nieder ging.

Er war also wieder ein Gefangener, und sein Bruder erzürnt wie vorher. Langsam ließ er sich

auf sein Strohlager nieder, überdachte den Gang und Inhalt seiner Unterredung mit dem Bruder, und je mehr er nachdachte, je deutlicher ward es ihm, daß er nicht hoffen dürfe, seinen Bruder jemahls mit seinem Berufe zu versöhnen, und daß nur Flucht und Entfernung aus dem Vaterlande ihm die Möglichkeit verschaffen könne, zu leben, wie er es für seine Pflicht hielt. Nur Ein tröstlicher Strahl senkte sich aus jener Unterredung in sein verdüstertes Gemüth. Er hatte den Bruder doch erschüttert, die Aussicht auf das schmachvolle Ende ihres Geschlechts hatte ihn sichtbar ergriffen; hierauf baute nun Emerich seine weitern Hoffnungen, daß der Bruder seine Rache doch vielleicht aufgeben, und das gräßliche Geschick sich werde abwenden lassen. Als er diesen Gedanken sich klar gemacht, erhob er sich von seinem Sitze, kniete an seinem Lager nieder, und verrichtete sein Dankgebeth, daß Gott ihm diesen Weg zu dem Herzen seines Bruders gezeigt, und noch Funken brüderlicher Liebe in diesem bewahrt habe. Dann empfahl er ihm mit kindlicher Zuversicht den fernern Fortgang dieser Angelegenheit, indem er zugleich seiner selbst ganz vergaß, und meinte, was seine Freyheit und seine Zukunft beträfe, würde Gott schon verhängen, was

ihm wohlgefällig und seinem Dienste förderlich seyn würde.

So kehrte Frieden und Heiterkeit in seine Seele zurück, und gelassen erwartete er in der öden Einsamkeit des düstern Gemaches, worin ihn der Bruder jetzt, um seine Hartnäckigkeit zu strafen, ließ, sein Schicksal, während diesen Bruder in den goldenen Sälen der Königsburg und bey den schwelgerischen Festen derselben wilde Gedanken und unruhige Zweifel umhertrieben. Zwar suchte er alles, was sein Bruder ihm von den künftigen Geschicken seines Hauses gesagt hatte, als leere Träume zu verachten; dennoch kehrten sie ihm nur zu oft ins Gedächtniß zurück, und wenn er eben mit trunkener Rachelust den König zur Betreibung der kriegerischen Rüstungen angeeifert hatte, wenn er selbst mit rastloser Thätigkeit Mannschaft, Waffen und andere Kriegsbedürfnisse herbeyzuschaffen bemüht war, und stolze Gedanken von Herzog Friedrichs gänzlicher Niederlage, von Eroberung der österreichischen Besitzungen seinen Geist mit schwindelnder Lust füllten, dann erschallten Emerichs Worte: Und der Letzte unsers Geschlechts büßt die Unthat durch Henkershand! in seiner Seele, und mit allem Aufwand verneinenden Verstandes vermoch=

te er nicht, den gräßlichen Eindruck derselben zu entkräften.

Mehrere Tage gingen auf diese Art hin. Emerich wurde hart gehalten, streng bewacht. Nur so glaubte Jerindo ihn entweder müde und zuletzt gefälliger zu machen, oder wenn er nicht umzustimmen wäre, wenigstens das Schimpfliche seiner Lebensweise in Kerkermauern vor dem Auge der Welt zu verbergen. Aber seine Gefangennehmung hatte Aufsehen unter dem Volke erregt. Dumpfe Gerüchte über Gefahren, die dem Leben oder der Freyheit ihres geliebten Predigers drohten, verbreiteten sich mit Vergrößerungen immer lauter und immer beunruhigender in der Umgegend, und erregten hier und da in den kühnen Gemüthern dieser streitbaren Männer den Gedanken, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen, den Mann, dem so Viele das Heil ihrer Seelen zu verdanken hatten, aus seiner unverdienten Haft zu befreyen, und sich ihren Prediger, an dem sie mit frommer Zuversicht hingen, zu verschaffen.

Diese Gedanken, erst flüchtig hingeworfen, wurden allmählig aufgefaßt, durchgedacht, von mehreren Seiten beleuchtet, und reiften endlich zum Vorsatz, der Vorsatz zur That. In einer Nacht, in welcher sich der König mit vielen Großen, unter

denen sich auch Zerindo Frangepani befand, auf einem benachbarten Jagdschlosse aufhielt, wo sie nach den Freuden des Waidwerks sich an den Freuden einer schwelgerischen Tafel ergötzten, und in Ofen selbst die Burg, und was dort vorging, weniger beachtet war, zog ein starker Haufen bewaffneten Landvolkes vor den Thurm, in welchem Emerich gefangen lag. Die Kumanische Wache am Thore floh bey ihrer Annäherung vor der Überzahl, und ungehindert drang der Schwarm in den Thurm und in die Gänge desselben. Aber zwey Kumanen, die vor der Thüre des Gemaches selbst Wache hielten, wichen nicht sogleich, und die entflohenen Hüther hatten ihre Gefährten geweckt, und Lärmen in der Burg gemacht. Eine bedeutende Zahl wohlbewehrter Kumanen eilte herbey, ein Gefecht begann zwischen ihnen und den Landleuten; der Lärmen weckte Emerich, er sprang auf, wollte an die Thüre des Gefängnisses eilen, um den Hüther vor derselben anzurufen und zu fragen, was dieser Waffenlärmen bedeute. In demselben Augenblicke wurde die Thüre durch schwere Kolbenschläge aufgesprengt; die kumanischen Wächter drangen fechtend sammt den Landleuten ins Gemach; andere Kumanen eilten kämpfend nach. Emerich fragte umsonst nach der Ursache die-

ses Gefechts; durch das wilde Geschrey und Getümmel konnte seine Stimme sich nicht Raum machen, als einige von den Landleuten herzu sprangen, und ihm zuriefen, ihnen zu folgen: er sey frey, und sie wären es, die ihn erlöset. — Da ermahnte sie Emerich, die Waffen niederzulegen und von ihrem frevelhaften Beginnen abzustehen; aber sie erklärten, daß sie ein zweytes Mahl ihm nicht folgen würden, und daß sie besser gethan, ihm auch vor einigen Tagen nicht zu gehorchen, denn der Lohn seiner Fügsamkeit wäre Kerker und Schmach gewesen. Während diese Worte flüchtig gewechselt wurden, dauerte das Gefecht zwischen den Ungarn und Kumanen fort. Schon waren diese beynahe überwältigt und zur Thüre hingedrängt, schon faßten einige Ungarn Emerich an, um ihn mit Gewalt zu befreyen, da sprang einer der schon verwundeten Kumanen hin, und wüthend, sich den Preis des Kampfes entrissen und das Vorhaben der Gegner gelingen zu sehen, stieß er Emerich den Säbel in die Brust, daß dieser mit einem Weheschrey zu Boden stürzte, und gleich darauf das Bewußtseyn verlor.

Erschrocken traten die Ungarn zurück; der Fall, der wahrscheinliche Tod des Mannes, den zu retten sie so viel gewagt, betäubte im ersten Au-

genblick die kräftigen Gemüther; aber im zweyten kehrte ihre Besinnung und ihr Zorn zurück. Einige der Nächsten beschäftigten sich um Emerich, sie hoben ihn auf, sie brachten ihn auf sein Lager. Die Übrigen setzten den Kampf, der sich jetzt mit doppelter Wuth entflammte, fort; und alle Kumanen, die sich im Gemache sowohl, als draußen auf den Gängen des Thurmes befanden, wurden als Todtenopfer für Emerich geschlachtet. Diese Heidenseelen waren ja, nach der Ungarn Meinung, ohnedieß der Hölle verfallen, und keines bessern Looses werth.

Schnell verbreitete die Nachricht von dem, was geschehen war, sich in der Burg und in der Stadt; der Bruder des mächtigen Herrn Jerindo, der fromme Geistliche, den so Viele verehrten, sey todt, und zwar von der Hand eines Kumanen ermordet. Diese Kunde entzündete den alten Haß zwischen Ungarn und Kumanen aufs neue. Ganz Ofen war erregt; noch ärgere Greuelscenen standen bevor. Aber der Castellan der Burg sandte einen eilenden Bothen an den König und Frangepani, um ihnen Nachricht von dem Vorgefallenen und von dem, was drohte, zu bringen. Das Pferd stürzte todt zusammen, als der Bothe bey anbrechendem Tage auf dem Jagdschlosse ankam. Diese Eile, die Kunde,

die er athemlos und nur halb verständlich hervorstieß, verbreiteten Schrecken und Bestürzung. So hart Jerindo seinem Bruder begegnet hatte, ergriff sein Tod, und der Gedanke, daß er die eigentliche Ursache davon sey, ihn mit erschütternder Gewalt. Er erbleichte, Bela sah mit Schrecken, wie der kühne, trotzige Mann unter der Last dieses Gedankens erlag. Doch schnell, wie die Erschütterung gekommen war, hatte auch Frangepanis starke Seele sie bezwungen. Gefaßt und besonnen gab er seine Befehle, bath den König, sich wegen der Stillung des drohenden Aufruhrs ganz auf ihn zu verlassen, sprang auf seinen Renner, und jagte, von einer Schaar seiner Reisigen begleitet, nach Ofen zurück. Sein Einritt durchs Thor, sein Erscheinen in der Stadt stillte augenblicklich die aufgeregten Gemüther. Frangepani kommt, Frangepani ist zurückgekehrt! Diese Worte verbreiteten sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, mancher gezogene Säbel kehrte in die Scheide zurück; denn der künftige Palatin war eben so gefürchtet als geachtet, und dem Bruder konnte man die Blutrache für den Ermordeten füglich überlassen. Mit fliegenden Worten und schnellen Andeutungen gab Frangepani die nöthigen Befehle zur Herstellung der Ruhe, dann

eilte er in seines Bruders Gemach. Der Leibarzt der Königinn, den sie sogleich geschickt hatte, hatte bereits vorgekehrt, was nöthig und nützlich war, der Verwundete war auf Augenblicke zu sich gekommen, aber an eine Herstellung, ja nur an eine kurze Fristung des Daseyns war nicht zu denken.

Mehr durch Zeichen als Worte hatte er verlangt, die letzte Wegzehrung zu empfangen; man hatte ihm willfahrt. Das ganze Burggesinde, viele Vornehme aus der Stadt hatten den Schloßcapellan, der sie zu dem Sterbenden trug, mit feyerlicher Andacht bis an die Thüre des Gemachs begleitet. Diese heilige Handlung verbreitete eine himmlische Ruhe über Emerichs Züge. Bleich, wie schon gestorben, lag er mit geschlossenen Augen, und auf der durchbohrten Brust gefalteten Händen, in denen er ein Crucifix hielt, auf seinem Lager, das viele weinende und jammernde Menschen umgaben, als Jerindo eintrat. So leise dieser sprach, vernahm Emerich den Ton der brüderlichen Stimme, öffnete die Augen, wandte sie mit liebevollem Ausdruck gegen den Nahenden, und streckte ihm die Hand entgegen. Erschüttert ergriff sie Jerindo, und hielt sie fest, indeß sein düsterer Blick auf dem Sterbenden ruh-

te, und er mit Mühe nach Worten rang, um auszusprechen, was in ihm vorging. Verzeih! war endlich Alles, was er hervorbrachte, und er sank bey diesem Worte auf seine Knie vor dem Lager des Bruders nieder. Emerich versuchte sich aufzurichten, der Geistliche und der Leibarzt waren ihm behülflich. Ich kenne keinen Groll! flüsterte er kaum hörbar: Ich liebe dich herzlich, Jerindo. Ich will bey Gott für dich bitten. Willst du mir vergelten, so denk — er strengte sich an, um verstanden zu werden, indem er den Bruder bedeutend und bittend anblickte — denk' an den Letzten unsers Stammes!

Diese Worte, mit einer Anstrengung gesprochen, welche den schwachen Rest von Kraft erschöpfte, waren kaum hervorgehaucht, als seine Hand erstarrend die des Bruders losließ, sein Auge brach, und er todt zurücksank. Jerindo blieb in dumpfer Betäubung noch einige Augenblicke vor dem Lager des Verstorbenen auf seinen Knieen liegen, dann erhob er sich langsam, legte des Todten Hand auf dessen Brust zurück, stand einen Augenblick wie mit einem Entschluß kämpfend da, dann verhüllte er das Gesicht in sein Oberkleid, und verließ das Gemach, indem Jeder=

mann dem erhabenen Leidtragenden ehrerbiethig Platz machte.

Emerichs Tod, und die schrecklichen Umstände, welche ihn begleiteten, hatten einen tiefen Eindruck auf seinen Bruder gemacht, der durch die allgemeine Trauer und Verehrung, womit das Andenken dieses frommen Mannes, den man wie einen Märterer betrachtete, gefeyert wurde, noch erhöhet ward. Mit großer Pracht, mit einer Feyerlichkeit, an der der König und viele Große des Reichs Antheil nahmen, wurde sein Leichenbegängniß gehalten, und Jerindo bemühte sich durch den Glanz des edlen Stammes, aus dem der Verstorbene entsprossen war, und durch die Herrlichkeiten, Wappenschilde, zahlreiches Gefolge, stattliche Dienerschaft, welche diesem Glanze gemäß waren, das Andenken an die niedrige Gestalt, in welcher er sich zuletzt im Vaterlande gezeigt hatte, zu verwischen. So befriedigte er die Achtung für des Bruders Angedenken, und die eigene Eitelkeit zugleich.

Als der Bruder mit seinem letzten Hauche ihn an die Aufgebung seiner Racheentwürfe gemahnt hatte, da hatte einen Augenblick das bes-

sere Gefühl mit diesen Entwürfen in seiner Brust gekämpft; einen Augenblick lang wollte er in die erstarrte Hand des treuen Bruders, an dessen Tode er Schuld war, Versöhnlichkeit und Frieden geloben. Die alte Natur siegte dennoch. Auch ohne Eidschwur kann man thun, flüsterte sie ihm zu, was man im Augenblicke des Handelns für recht erkennt. So zog er die Hand zurück, und entfernte sich, ohne sich gebunden zu haben.

Doch klangen die Erschütterungen dieses Augenblicks noch eine Weile in seiner Seele nach, und obwohl er den König stets aneiferte, die Rüstungen gegen Österreich zu betreiben, so sagte er sich doch selbst, wie er es auch seinem Könige sagte, es sey bloß darum, um die entrissenen Comitate wieder zu erobern, und das schöne Vaterland nicht von den verhaßten Fremdlingen, den Deutschen, zerstückt und unterjocht zu sehen. In diesem Sinne gingen die Anstalten zum Kriege rasch und unaufhaltsam vorwärts, und es konnte nicht fehlen, daß man in Wien Nachrichten von den Bewegungen erhielt, die in Ungarn Statt hatten, und daß Herzog Friedrich so wie seine Großen leicht erriethen, wem diese Rüstungen galten.

Herzog Friedrich hatte in der letzten Zeit, seit er Ebersberg erobert, und den Herzog von Bayern sowohl als den Bischof von Passau die Schwere seines Arms hatte fühlen lassen, mit immer neuen Feinden zu kämpfen gehabt. Der König von Böhmen und der Herzog von Kärnthen waren, ohne nähere Veranlassung von Friedrichs Seite, ohne Beobachtung der Kriegserklärung plötzlich in seine Länder eingefallen. Sein einmahl zu Zorn und Mißtrauen aufgeregtes Gemüth sah in diesen Angriffen die Wirkung geheimer Aufhetzungen von Seite der Ungarn oder Bayern, oder vielleicht des Kaisers selbst. Denn nachdem die Heirathsunterhandlungen mit Bayern sich wegen der Fehde um Obernberg zerschlagen hatten, seit in dem Cabinette des Kaisers stets neue Hindernisse aufgefunden wurden, um die Ausfertigung des Diploms für die Königswürde zu hintertreiben, seit Frangepani, sein alter Feind, wieder mit seinem Könige nach Ofen zurück gekommen war, glaubte Friedrich zu fühlen, wie abermahls, und von allen Seiten böser Wille, Falschheit und Scheelsucht sich gegen ihn erhoben, um sein Leben zu einem steten Kampfe mit innern und äußern Feinden zu machen. Sein Gemüth verbitterte sich immer mehr und mehr, sein

Haß und Zorn wuchsen, aber mit ihnen wuchsen auch seine Entschlossenheit und Thätigkeit. Mit unglaublicher Schnelle hatte er ein Heer zusammengerafft, war den Böhmen entgegen gegangen, und hatte sie bey Laa, trotz ihrer Übermacht, so völlig geschlagen, daß ihr König Wenzel mit genauer Noth der Haft durch die Flucht entging. Dann wendete er sich gegen Herzog Ulrich von Kärnthen, den er ebenfalls schlug, gefangen nahm, und siegreich nach Wien zurückkehrte.

In den kurzen Zwischenräumen der Ruhe, die er sich während dieser Fehden gönnte, kam er zuweilen auf das Kahlenbergerschloß zu seiner Mutter, bey welcher auch die Königinn ihre meiste Zeit zubrachte. Friedrich lag fast beständig zu Felde, und ihr Aufenthalt in seiner Burg zu Wien war daher eben so einsam als überflüssig. Sie hatte sich durch längere und unangenehme Erfahrungen in der letzten Zeit überzeugt, daß sein Gemüth ihren sanften Einwirkungen nicht mehr so zugänglich war, als einst. Unaufhörlicher Widerstand gegen seinen Willen oder gegen seine Wünsche, zuerst von innen in seinen Ländern, dann von Außen durch mächtige Feinde, hatte ihm fast nie erlaubt, die Waffen niederzulegen,

und das Glück, welches diese begleitete, das Gefühl seiner Kraft, der Triumph des Sieges, die Liebe seines Heers, die Begeisterung, womit es seinen Bannern freudig folgte, wohin diese es auch führen mochten, schienen ihm das Kriegshandwerk, das er im Anfange vielleicht nur aus Nothwehr trieb, jetzt zur Lust, wo nicht zur Leidenschaft gemacht zu haben. So wie diese Neigung sich deutlicher aussprach, und vom Glücke unterstützt wurde, ward auch sein fester Sinn immer fester, sein Wille unbeugsamer, sein Gemüth jedes Widerspruches, ja jedes leisen Widerstandes ungeduldiger. Das beklagten die Frauen auf dem Kahlenbergerschlosse oft in ihren einsamen Gesprächen, wenn sie der Gefahren, in welche er sich unaufhörlich stürzte, und zugleich seiner Todesahnungen dachten. Mancher Plan wurde dann verabredet, wie sie auf ihn wirken, wie sie ihm zureden, ihm ihre Angst um ihn, ihre Ansicht von der Gefährlichkeit, ja von der Unrechtmäßigkeit mancher seiner Unternehmungen sanft aber eindringlich ans Herz legen wollten. Aber wenn er dann, der heißgeliebte Sohn und Bruder, nach langer Entfernung bey ihnen erschien, und seine Gegenwart wie ein strahlender Tag in der stillen Düsterheit ihres Lebens aufging,

dann waren, über der Freude ihn wieder zu haben, alle jene Vorsätze vergessen, oder die Furcht, sein Mißfallen zu erregen, drängte das schon auf den Lippen schwebende Wort der Ermahnung zurück.

Noch ein anderer Besuch unterbrach zuweilen das einsame Leben der zwey Fürstinnen. Ulrich von Pottendorf hatte zuerst, als vom Herzog in Künrings Abwesenheit ernannter Marschall von Österreich, sich bey seiner Mutter vorstellen müssen, und war von Theodoren huldvoll aufgenommen worden. Noch immer hatte die Fürstinn aus jener frühern Zeit eine Art von mütterlichem Wohlwollen gegen den Ritter bewahrt, der in aller Blüthe seiner Jugend und Schönheit, das, was seine Leidenschaft damahls das Glück seines Lebens nannte, von ihrer Hand erbethen und erhalten hatte. Später hatte sein trauriges Schicksal, sein vermeinter Tod sie innig betrübt, und mit herzlicher Freude sah sie nun den längst Betrauerten lebensvoll zurückkehren. Seitdem waren der Herzog und Künring wieder im Lande; aber Pottendorf zog ein stiller Hang noch öfters auf das einsame Witwenschloß. Hier hatte Bertha von Haslau gelebt, hier hatte er sie, sie ihn öfters gesehen; und ob-

wohl damahls von dem verliebten Bräutigam einer Andern wenig beachtet, hatte jene Neigung sich in des Mädchens Brust festgesetzt, welche ihrem Gegenstande noch im Grabe treu blieb. Er wünschte mehr von ihr und ihrem Leben zu erfahren, zu hören, ob sie auch jetzt noch, nachdem sie ihn lebend wußte, ihrer vorigen Gesinnung treu geblieben war, ob er hoffen durfte, falls seine schon halbgetrennte Ehe völlig gelöset werden könnte, daß auch Bertha ihren frühern Vorsatz aufgeben, und in einer Verbindung mit ihm sich glücklich fühlen würde? Diese Gedanken erfüllten seinen Geist, seit er Kossenitz verlassen hatte; und er entschloß sich endlich, seinen Sinn, der ja rechtlich und gut gemeint war, der verwitweten Herzoginn zu offenbaren, die so lange Mutterstelle bey der frühe Verwaisten vertreten. Theodora nahm sein Geständniß gütig, ja freudig auf; ihr war die stille Liebe des Mädchens schon damahls, als Pottendorf um Melisenden warb, nicht entgangen. Sie hatte jenen schmerzlichen Schrey wohl gehört und zu deuten gewußt, mit welchem die Arme niedersank, als die Hand einer Andern in die des heimlich und heiß geliebten Mannes gelegt wurde; sie war von jenem Grabmahle in Czenstochow unterrichtet,

aber sie hatte nicht gewußt, daß ein Zufall den Ritter dahin geführt, und ihm Bertha's Geheimniß verrathen hatte. Sie glaubte deutlich den Finger der Vorsicht in diesen Ereignissen zu erkennen, sie freute sich für ihre Bertha; da aber noch viele Schritte in Rom zu thun waren, ehe des Ritters Wunsch nach einer völligen Lösung seines ersten Ehebandes erfüllt werden konnte, so beschloß sie, und ersuchte auch Ulrich, vor der Hand Bertha nichts davon erfahren zu lassen, um nicht Hoffnungen zu erregen, deren Täuschung vielleicht der Armen Herz brechen könnte.

Ulrich war wohl zufrieden mit der Art, wie die Herzoginn sein Geständniß aufgenommen, und mit den Hoffnungen, die ihm aus ihren Eröffnungen über Bertha's Liebe für ihn erblühten. Dennoch würde er sich ihren Ermahnungen und Vorsichtsmaßregeln, so sehr er sie im Ganzen billigen mußte, schwerlich gefügt, und dem Wunsche widerstanden haben, der sich immer bestimmter in seiner Seele entwickelte, nach Kossenitz zu eilen, Bertha wieder zu sehen, und sie von seinen Absichten zu unterrichten, wenn die unaufhörlichen Fehden des Herzogs, in welche ihm zu folgen Pottendorfs Pflicht war, ihm

erlaubt hätten, sich für längere Zeit aus Österreich zu entfernen.

Nun war endlich der Böhmische und Kärnthnerische Krieg glücklich und siegreich geendet, der Herzog kehrte nach Wien zurück, und Pottendorf eilte in seinem Gefolge mit ihm auf das Kahlenbergerschloß. Sie traten unvermuthet in den großen Erkersaal, der die schöne Aussicht both. Die Fürstinnen gingen dem geliebten Sohne und Bruder entgegen, hinter ihm trat Ulrich ein, und sein erster Blick entdeckte am fernsten Ende des Gemachs eine zarte Frauengestalt, die bey des Fürsten Eintritte sich ehrerbiethig von ihrem Nähtische erhoben hatte. Wuchs, Haltung, vor allem die nonnenhafte Tracht, riefen eine theure Vermuthung in ihm hervor. Sie war es, es blieb kein Zweifel, und daß die Farbe ihres Gewandes die der tiefsten Trauer war, ließ ihn den ganzen Zusammenhang errathen. Der Großvater war todt, und die ganz Vereinsamte zu ihrer fürstlichen Beschützerinn zurückgekehrt. Auch sie hatte Ulrich auf den ersten Blick erkannt, er sah sie erzittern, und sich mit Anstrengung an einer Stuhllehne halten, um nicht umzusinken. Wie gern wäre er hingeeilt, wie gern hätte er ihr alles gesagt, was ihm sein Herz eingab!

Nicht bloß die Gegenwart der fürstlichen Personen, auch ein Rückblick auf die Unsicherheit seiner Aussichten hielt ihn ab. Die Begrüßungen des Herzogs waren nun geendet, Theodora erblickte Pottendorf, und eine freudige Bewegung ging über ihre Züge. Sie stellte ihrem Sohne ihr neues oder wiedergewonnenes Hoffräulein vor, und Ulrich sah sich sogleich von Bertha mit so viel Offenheit und Wärme begrüßt, daß dieß unbefangene Betragen auch ihm zum Theil seine erschütterte Fassung wieder gab. Er hatte recht vermuthet, sie war ganz verwaiset, und stand im Begriffe, ihren längst genährten Vorsatz auszuführen, und den Schleyer zu nehmen. Das war es auch, was ihrem Benehmen gegen ihn jene Ruhe gegeben hatte, die ihm halb wohl that, und ihn halb kränkte, weil er eine Änderung ihrer Gesinnung, eine eingetretene Kälte hinter dieser Ruhe zu finden fürchtete.

Er wurde allmählig nachdenklich, dann düster, und ergab sich bald dem Gedanken, der ihn seit dem Unglücke seiner Ehe schon oft verfolgt hatte, daß er eigentlich nicht geschaffen sey, einer Frau wahre dauernde Liebe einzuflößen. Bertha bemerkte seinen Trübsinn, sie konnte die Quelle desselben nicht errathen; aber er ward

ihr eine Aufforderung, alle ihre Freundlichkeit aufzubiethen, um die Wolken von des Mannes Stirn zu verscheuchen, den sie im Heiligthume ihres Herzens verehrte, den sie zwar nie besitzen, den sie aber mit frommer Liebe lieben, und was in ihren Kräften stand, zu seinem Glücke beytragen durfte. Ihre Bemühungen gelangen, wußte Ulrich gleich nicht zu erklären wie? Waren seine Zweifel über Berthas wahre Empfindungen gleich noch nicht gelöset, so übte doch der stille Zauber, der aus der unbefangenen Heiterkeit ihres reinen Gemüthes und aus ihrer hohen Verehrung für ihn hervorging, eine unentfliehbare Gewalt über ihn. Ihm ward wohl an ihrer Seite, wohl, wie ihm lange nicht gewesen. Es war nicht die berauschende Seligkeit, die ihn oft in Melisendens Nähe hingerissen hatte, es war nicht jene alles beherrschende Leidenschaft, die ihn über Fehler und Fehltritte blind machen konnte, aber es war schöner, beglückender als Beydes, und er gab sich ohne Rückhalt diesen sanften Einwirkungen hin.

Es war sein Vorsatz, diesen Besuch zu wiederhohlen, und wenn früher eine angenehme Erinnerung und ein dankbares Gefühl ihm Berthas Bild mit frischen Farben zurückgerufen, und

ihm eine freundliche Zukunft hatte hoffen lassen, so fühlte er sich jetzt mit der stillen Sehnsucht zu ihr gezogen, mit der der Kranke seines Arztes harrt, weil er Linderung und Wohlthat von ihm erwartet. Er kam noch ein Paar Mahl auf die Witwenburg, er fand jedes Mahl die gleiche Aufnahme und Behandlung, und schied jedesmahl mit der festen Überzeugung, daß Berthas Besitz ihn sehr glücklich machen würde, und mit dem festen Entschlusse, seine Angelegenheit in Rom thätiger betreiben zu lassen, deren Aufschub ihm, je theurer ihm Bertha wurde, je beunruhigender dünkte.

Aber noch sollte er nicht sobald an das Ziel seiner Hoffnungen gelangen. Aus Ungarn liefen immer bestimmtere Nachrichten von den Kriegsrüstungen König Bela's ein, und obwohl auch diese mit einer Art von Heimlichkeit betrieben wurden, konnte doch kein Zweifel statt finden, daß sie gegen Niemand anders als gegen den alten Feind, Herzog Friedrich, gerichtet waren. Dieser vernahm die Bestätigung dessen, was er längst vermuthet hatte, mit kriegerischer Freudigkeit, und betrieb eben so heimlich wie sein Nachbar, aber mit größerm Nachdruck in dem blühenden, von keinen feindlichen Horden ver-

wüsteten Lande, die Rüstungen zum Kriege gegen Bela. Alle seine großen Vasallen, Künring, Pottendorf, der Herr von Lichtenstein, der treue Preußl, und viele Andere aus Steyermark und Krain, fanden jetzt jeder auf ihren Burgen genug zu thun, und der Herzog selbst ging ihnen mit seinem Beyspiele auf den Gütern, die er sein eigen nannte, voraus. Bald war in den verschiedenen Theilen von Österreich, Steyermark und Krain ein bedeutendes Heer gerüstet und schlagfertig, und wartete, bis der Befehl des Herzogs ihm die Zeit und den Ort, sich zu sammeln, bestimmen würde. Als alles wohl bereitet war, um den Feind zu überfallen, und den Vortheil des Angriffs für sich zu haben, eilte Friedrich, von Pottendorf und einigen andern Rittern begleitet, auf das Kahlenbergerschloß, der Mutter und Schwester seinen Entschluß zu eröffnen.

Die Herzoginn saß mit der Tochter und ihren Hoffräulein, worunter sich Bertha befand, im großen Saale, als der Herzog mit seinem Gefolge eintrat. Das Feuer seines strahlenden Auges, das höhere Leben, das sich in seinen Zügen, seiner Haltung aussprach, ließ die Mutter sogleich auf etwas Wichtiges und nicht Unangenehmes schließen, das er ihr anzukündigen kam.

Auch waren kaum die ersten Grüße vorüber, als der Herzog die Mutter bath, mit ihm und der Schwester in ein Seitengemach zu treten, weil er ihnen Wichtiges zu eröffnen habe. Margarethe schaute ihn an, ihre ahnende Seele errieth die blutigen Gedanken, welche seinen Geist beschäftigten. Sie hatte ihn in den letzten Jahren, seit sie um ihn gelebt, nur zu genau kennen gelernt, und ein düsteres Gefühl bemächtigte sich ihrer. Stumm folgte sie der Mutter und ihm.

Ich bin hier, meine theuren Lieben, um mich von euch zu beurlauben, hub er an.

Bestürzt sah Theodora ihn an, Margarethe seufzte tief auf, ihre Ahnung war erfüllt.

„Bela denkt mich mit Krieg zu überziehen, ich weiß es."

Woher? Es ist Ruhe und Frieden in Ungarn. Bela hat zu viele Wunden auszuheilen, antwortete Theodora.

„Glaubt das nicht, Mutter! Wunden zu heilen gäbe es wohl, mehr als genug; aber daran denkt der König und sein Ohrenbläser, der Frangepani, nicht. Du verzeihst, sagte er, indem er sich spöttisch gegen Margarethen wendete, daß ich so von deinem ehemahligen Buhlen rede."

Er ist dir völlig preisgegeben, antwortete diese ernst und kurz.

„Also weiter. Ich weiß, daß Bela sich zum Kriege bereitet, und ihr erinnert euch wohl Beyde, daß ich es längst ahnete, und mit euch darüber gesprochen habe.“

Es war von Möglichkeiten, von Wahrscheinlichkeiten damahls die Rede, antwortete Theodora.

Sie sind zur Gewißheit geworden, entgegnete Friedrich: Ihn wurmen die drey Comitate, die ich besetzt halte, bis er mich bezahlt hat — oder auch länger, wie es eben kommt, fügte er lächelnd hinzu.

Sohn! Sohn! entgegnete Theodora: Nie hat es mir einleuchten wollen, daß du diese Länder an dich reißen, sie ihrem rechtmäßigen Fürsten, dem sie durch Erbrecht und Stammessitte gehören, entfremden wolltest —

Mutter! antwortete Friedrich, und seine Miene wurde sehr finster: Ihr wißt, ich ehre euch kindlich, und eure Meinung war mir werth, und wurde befolgt, wenn es irgend mit höhern Rücksichten vereinbar war. Aber über die Plane, die ich mit meinen Staaten vorhabe, und über die Mittel, die ich wählen muß, um hier an mein großes, glänzendes Ziel zu gelangen, über die-

se — verzeiht, Mutter! — muß und werde ich allein entscheiden.

Du hast, nahm Margarethe sanft das Wort, da Theodora verletzt schwieg, doch manchmahl einen treugemeinten Rath von mir angenommen.

Das ich nicht wüßte! erwiederte Friedrich rasch: Und wenn ich es einmahl gethan, so thue ich es nicht wieder. Kurz und gut, ich bin nicht hier, um Rath zu hohlen, oder mich zu rechtfertigen. Was ich beschlossen, bleibt beschlossen, und ich komme bloß, um euch davon in Kenntniß zu setzen, fuhr er mit schneidendem Tone fort. — Die Frauen schwiegen.

Eine Weile sprach Niemand. Friedrich mochte fühlen, daß er zu hart geredet. Er begann mit mildern Worten: Ihr wißt, Mutter und Schwester, wie oft ich mit euch über diesen Bela gesprochen, der noch immer nicht vergessen kann, daß sein eigenes Volk mich statt seiner zum Könige haben wollte. Das ist der Grund seines Hasses. Er ist nun wieder auf dem wankenden Thron seiner Väter befestigt, und die erste Stimme, der sein Gemüth mit Begierde lauscht, da wo tausend andere um Hülfe, um Abwehrung dringender Noth schreyen, ist die des Hasses und der Rache. So hat er jetzt ein bedeutendes Heer im

Stillen gesammelt, und ich weiß, er denkt mich nächstens zu überfallen.

Bist du auch sicher, wandte Theodora ein, daß deine Kundschafter die strenge Wahrheit berichtet haben?

„Das bin ich, Mutter, und ich weiß auch, welche Künste der Überredung und Verführung angewendet wurden, um die Bewohner der Gegenden von Ungarn, die jetzt mir unterworfen sind, gegen mich aufzuhetzen. Genug, ich muß und werde allen diesen geheimen Ränken ein Ende machen, indem ich ihm zuvorkomme, und wie der Blitz aus heiterem Himmel auf den Unverwarnten fallen werde.“

Du denkst also keinen Herold zu senden, dem Könige, der dich in Freundschaft glaubt, nicht abzusagen, wie es bey ehrlicher Fehde ziemt? fragte Theodora bedenklich.

Wer hat denn mir abgesagt, fiel ihr Friedrich rasch in die Rede, indem der Purpur des Zornes seine Wangen färbte, als Herzog Ulrich von Kärnthen mir im Rücken in Steyermark einfiel, wie er mich mit den Böhmen beschäftigt glaubte?

Das war ein Anderer, aber nicht Bela —

„Thut nichts, es ist Einer wie der Andere, und ich habe ziemlich sichere Spur, daß es auf

Bela's Antrieb geschehen. Genug, was man sich gegen mich erlaubt, erlaube ich mir auch gegen Andere; die Schalen müssen gleich stehen, und ich will nicht der zahme Thor seyn, auf dessen Gewissenhaftigkeit jeder frech sündigen zu dürfen meint. Schlagen sie Alle auf mich, so erwehre ich mich ihrer Aller. Noch hat keine meiner Fehden mir Schaden gebracht. Noch hat kein Gegner mir ein Stückchen Erde entreißen können. Wie Ismael in der Wüste, soll meine Hand gegen Jedermann seyn, wenn Jedermanns Hand gegen mich ist. Dazu fühle ich mir die Kraft und die Lust."

Durch solche Gesinnungen, nahm Margarethe das Wort, kannst du dich wohl von deinen Nachbarn fürchten machen; dich ehren, dir vertrauen wird man nicht.

„Was liegt daran? was soll mir Ehre und Vertrauen? Wahrlich, Schwester, es wundert mich, dich so sprechen zu hören, dich, die am Hofe des schlauen Friedrich wohl tiefer in die Karten der Welthändel schauen konnte. Furcht und Hoffnung sind die einzigen Hebel, die die Menschen, und durch sie die Begebenheiten regieren. Wer von mir nichts zu hoffen hat, muß vor mir zittern.

So allein kann ich auf ihn wirken, und ihn nach meiner Absicht benützen."

Eine trostlose Meinung! seufzte Theodora.

Zum Glücke glaubt der Bruder selbst nicht recht im Herzen daran, erwiederte Margarethe: Er weiß doch, daß Triebe und Gesinnungen im Menschen liegen, die sich im Nothfall über Furcht und Hoffnung erheben, und ihn zu etwas Bessern leiten können.

„Ja, ich gestehe dir, ich dachte einst so. Das ist vorbey. Die Menschen haben mich zu feindselig behandelt; gerechte Erwartungen sind zu oft getäuscht, ehrenvolles Vertrauen ist zu oft mißbraucht worden. Jetzt kenne ich sie ganz. Ihr Thun und Treiben in allem seinen Schmutze und seiner Selbstsucht liegt klar vor meinen geöffneten Augen. Jetzt sey Krieg, und wenn es seyn muß, ewiger Krieg zwischen mir und allen jenen, die im Lande oder außer demselben mir zu widerstreben wagen. Ich habe den Krieg nicht zu scheuen, der Sieg war immer an meine Fahnen geheftet."

Denke jenes ersten Versuchs auf Ungarn, mein Sohn! Damahls hatte der Sieg deine Banner nicht begleitet, sagte Theodora.

Eine unwillige Regung mahlte sich in Frie-

drichs Zügen. Das war Verrath und Feigheit einiger Wenigen, sagte er: Ich habe sie bestraft dafür, sie haben mich fürchten gelernt; jetzt bin ich ihrer sicher. Und jetzt gehe ich auch, jene einzige Scharte, die an dem glänzenden Schilde meiner Thaten dunkelt, auszuwetzen. Ich werde den Bela überfallen, niederwerfen, und zwingen, mir die Comitate im Friedensvertrage abzutreten. Dann, Mutter, sind auch eure Zweifel beschwichtigt, fügte er freundlicher lächelnd hinzu, indem er ihr die Hand reichte — und somit zürnt mir nicht mehr, und gebt mir euren Segen, daß ich unter dessen Schutze gegen die Feinde ziehe!

Bey diesen Worten ließ er sich auf ein Knie vor der Mutter nieder, und beugte das sonst so stolze Haupt ehrerbiethig vor der Matrone. Margarethe aber blickte ihn an, sie sah diese männlich schöne Gestalt in der Blüthe des Heldenlebens, die goldenen glänzenden Locken in reichen Ringeln um die Schultern verstreut, während die Hände der Mutter auf seinem Haupte ruhten, und ihr bethendes Auge den Segen des Himmels über den geliebten Sohn herabflehte; sie sah diese edlen Züge voll Kraft und Feuer, jetzt noch durch ein kindlich frommes Gefühl verschönert; und auf einmahl fuhr wie ein scharfer Dolch der Gedan-

ke durch ihren Geist: Und wenn dieß Alles in der ersten Schlacht dem Tod verfiele? Ein heftiger Schmerz durchzuckte ihre Brust, ihre Thränen brachen unwillkührlich hervor, sie wollte, um sie zu verbergen, aus dem Zimmer eilen; aber Friedrich, der sich in diesem Augenblicke erhob, gewahrte es, und rief ihr zu, warum sie ihn verlasse? Sie wandte sich um, und zwang sich, die Thränen zurückzuhalten. Was hast du? fragte er, und schaute sie ernst an: Bewegt dich der Abschied von mir so sehr? Es ist ja nicht das erste Mahl, daß du mich zu einer Fehde ausziehen siehst? Es soll, setzte er nach einer kleinen Pause fest und beynahe gewaltsam hinzu, nicht zum letzten Mahle seyn!— Gewiß! gewiß! rief Margarethe, die in diesem Augenblicke ahnete, was in des Bruders Gemüthe vorging, und sich, unfähig ihren Schmerz zu bezwingen, an seine Brust warf.—Ja, ich werde, ich muß dich wiedersehen, fuhr sie mit strömenden Thränen fort: Habe Geduld mit meiner Weichheit! Ach ich habe gar zu viel Trauriges erlebt!

Er drückte sie herzlich an seine Brust. Diese plötzliche Wendung des Gesprächs hatte alle drey anders und düsterer gestimmt. Noch einmahl wandte er sich dann an die Mutter, die ihm ernst

und schweigend die Hand drückte; dann riß er sich, ohne zu sprechen, von Beyden los, und eilte voran in den Saal. Die Frauen folgten. Er winkte den Rittern, mit ihm aufzubrechen. Pottendorf ließ Bertha's Hand, mit der er in der Vertiefung eines Bogenfensters gestanden, schnell und betroffen los; denn er sah den düstern Ernst auf seines Herrn Zügen. Nur noch ein Lebewohl flüsterte er Berthen zu; die andern Ritter brachen eben so rasch auf, sich in Eile bey den Fürstinnen beurlaubend, und schnell war der ganze Zug verschwunden. Gleich darauf erschallte das Getrappel der Pferde unter dem Thorwege der Burg. Theodora und Margarethe eilten ans Fenster, Bertha und die beyden andern Hoffräulein folgten ihrem Beyspiele. Jetzt sprengte der Herzog aus dem Thore, die Ritter ihm nach. Pottendorf allein schaute noch einmahl empor, ein letzter Blick Bertha's begegnete dem seinen, und versicherte ihm, daß sie wohl behalten, was er ihr in diesen letzten wichtigen Augenblicken gesagt. Ihn hatte beym Abschied von dem frommen Kinde das Herz überrascht, er hatte es nicht vermocht, von ihr dahin zu gehen, wo vielleicht der Tod seiner wartete, ohne ihr seine gegründeten Hoffnungen auf die Freyheit seiner Hand, und seine

Wünsche in Rücksicht ihrer, wenn jener Erfolg gesichert seyn würde, zu eröffnen. Das hatte Bertha nicht erwartet. Entsagend und zufrieden in dieser Entsagung war sie ihren Weg gewandelt, ohne je auf eine Verbindung mit dem Gegenstande ihrer stillen Neigung zu hoffen, ja ohne sie nur für möglich zu halten, und alles Glück, wornach sie strebte, war die Beruhigung, daß ihr Umgang dem Geliebten zu Erheiterung und Trost diene. Erschrocken hörte sie nun, was der Ritter ihr entdeckte; eine Welt von neuen Gedanken, Empfindungen, Hoffnungen und Besorgnissen stürmte auf einmahl auf sie ein, sie erblaßte und glühte gleich darauf im höchsten Purpur der Freude und Verlegenheit, die Sprache versagte ihr, und sie brach in Thränen aus.

Um Gotteswillen, Fräulein! rief Pottendorf: Was ist das? Sollte meine Aufrichtigkeit euer Mißfallen erregt haben? Habe ich die Güte, mit der ihr mich bisher behandelt habt, mißdeutet?

Sie zog das Tuch von den strömenden Augen, sie blickte ihn an, und reichte ihm stumm die Hand. Aber das, was ihre nassen Blicke, was der schüchterne Druck ihrer Hand ihm sagte, löste schnell und freudig alle seine Zweifel. Er war ge-

liebt, er war erhört. Auch ihn überwältigte sein Gefühl, er führte ihre Hand an seine Lippen, ruhte eine Weile darauf, und ließ seine Blicke, seine entzückten Mienen allein ihr sagen, wie glücklich er sich durch sie fand. Nach und nach fanden Beyde Worte für ihre stille Seligkeit. Erinnerungen an eine wehmüthige Vergangenheit, Blicke in eine heitere Zukunft, ängstliche Abschiedsgefühle der neuen Braut beschäftigten noch die Liebenden, als plötzlich die Thüren des Nebengemachs aufflogen, und der rasche Eintritt des Herzogs mit den beyden Fürstinnen, und sein Befehl an die Ritter, ihm zu folgen, das angelegene Gespräch unterbrach. Aber kaum waren die letzten Reiter aus den Blicken der nachschauenden Frauen verschwunden, da eilte Bertha zur Herzoginn, warf sich vor ihr nieder, und berichtete ihr in heftiger Bewegung und unter heißen Thränen, von denen sie selbst kaum wußte, ob die Freude über Pottendorfs Erklärung oder der Schmerz der Trennung sie ihr auspreßte, alles, was zwischen ihr und dem Ritter so eben vorgegangen war.

Mit wehmüthiger Zufriedenheit hörte die Fürstinn sie an, dann sagte sie: Ich danke Gott, der mir in einem so traurigen Zeitpunct, wo so

bange Besorgnisse mein Herz erfüllen, eine Blume der Freude hat finden lassen. Gott segne dich, mein Kind, und den braven Mann, der dich erwählt! Du bist die zweyte Braut, die er sich aus diesem Schlosse hohlt. Ich wünsche, und habe alle Ursache zu glauben, daß er es dießmahl besser getroffen hat, als das erste Mahl. Du bist fromm und bescheiden; er ist ein wackerer Ritter, ein guter Mensch. Gott wird euch nicht verlassen! So sagte sie, legte die Hand segnend auf Berthas Haupt, und die Erinnerung an so manches, was geschehen war, seit Ulrich sich Melisenden in eben diesem Gemache von ihr erbethen, und was den Augenblick vorher vorgegangen, als sie eben so wie jetzt auf Berthas, die Hand segnend auf ihres einzigen Sohnes Haupt gelegt,—und zu welch ganz anderm Zweck! — überwältigte sie, und sie brach in Thränen aus. So wurde Berthas Verlobung mit Ulrich nicht freudig und glänzend, wie jene mit Melisenden, sondern mit Thränen der Wehmuth, aber mit frommer Ergebung und stiller Hoffnung gefeyert.

Der Herzog war nach Wien zurückgekehrt. An den Grenzmarken von Österreich und Steyermark sammelten sich die Banner seiner Lehens-

männer, und ein bedeutendes Heer stand ihm bereit. Es war sein früherer Vorsatz, damit sogleich in die von ihm besetzten Comitate Ungarns einzurücken, in welchen er schon längere Zeit alles zur Ausführung seines Planes vorbereitet hatte. In die Neustadt berief er die Anführer aller der Schaaren, die zum Ausrücken bestimmt waren. Hier wurde Kriegsrath gehalten. Manche bedenkliche Stimmen erhoben sich, welche dem Herzog widerrathen wollten, das Heer in und durch die Provinzen zu führen, wo ein Stamm anderer Art, anderer Sprache und Sitte, doch fester an dem vorigen Herrn, als an dem neuen Gebiether hing. Pottendorf, Künring, selbst Bernhard Preußl, der feurige Vollstrecker der feurigen Befehle seines Herrn, machten ihn darauf aufmerksam, daß die vor ihnen liegenden Flächen keine haltbare Stellung darböthen, und daß bey dem geringsten Vortheile, den der Feind über ihn erhalten könnte, er keine andere Möglichkeit vor sich habe, als sich hinter die Leytha zu ziehen. Daher vereinigten sich die meisten Stimmen dahin, nicht vorzudringen, sondern hier, hinter der Leytha, in fester Stellung, den Feind zu erwarten. Aber dieß war gegen Friedrichs Plane. Er wollte vorstürmen, den Feind überfallen, betäuben,

und schon dadurch besiegen. Seine feurigen Worte, die Überzeugung des gewissen Sieges, die aus seinen begeisterten Zügen sprach, noch mehr der so deutlich ausgesprochene Wunsch des Herrschers, der ja überall als Befehl gilt, riß endlich die Schwankenden mit sich fort, und einmüthig wurde beschlossen, über die Leytha zu setzen, den Feind zu überfallen, und den Krieg auf ungarischer Erde auszufechten, die dann wohl für immer und unter vollgültigem Rechtstitel mit Österreich zu verbinden, dem Sieger nicht schwer werden würde.

So wurden nun alle Anstalten zum Aufbruche gemacht, und der Herzog ordnete die Vertheilung der Schaaren und ihrer Anführer. Er selbst, und zunächst unter ihm Heinrich von Lichtenstein, führten den Oberbefehl über das ganze Heer, und standen beym Mitteltreffen. Auf den Flügeln die beyden Preußl, Pottendorf und Künring. Auch Offterdingen hatte sich auf seines Herrn Geboth schnell und freudig mit einer wohlgerüsteten Schaar eingefunden. Bisher hatte er vergnügt in Juttas Armen, die ihm bereits ein Paar wackere Knaben geboren, auf seiner Feste Emerberg gelebt, und jetzt, im Lager bey Neustadt angekommen, bath er sichs von seinem Herrn als

eine Gnade aus, daß er mit seinen Leuten im Mitteltreffen angestellt werden, und unfern von der Person des Herzogs bleiben dürfe. Friedrich bewilligte es freundlich, es war ihm ein Beweis von des Sängers treuer Anhänglichkeit, und bald nach Offterdingens Einrücken waren auch allmählig alle Banner zusammengerückt, und der Herzog konnte von der Zinne seiner Burg, wo das ganze Heer beysammen, und auf der Fläche hinter der Neustadt, gegen Neunkirchen zu, im Lager stand, mit Siegeslust und Siegeszuversicht diese gewaltigen Streitkräfte überschauen. Am folgenden Morgen sollten sie aufbrechen, und in des Feindes Land vordringen.

Am Abende dieses Tages saß der Herzog auf dem hohen Söller seiner Burg, der ihm die freye Aussicht über die Fläche, auf der sein Heer gelagert stand, auf die Gebirge zu beyden Seiten, und mitten hinein gegen den Leythastrom, und die weiten Flächen des fruchtbaren Ungarns, gewährte. Einige seiner Großen, Offterdingen unter ihnen, standen um ihn, wie er auf seinem goldenen Lehnstuhle saß, der Sonne gegenüber, welche eben jetzt hinter dem dunkeln Rücken der langen Wand hinabsank. Es war ein wunderschöner Sommerabend. Nur wenige zarte, röthliche

Wolken schwammen wie leichte Rosenschleyer durch die tiefblaue Luft, hinter den Bergen glühten die letzten Strahlen der Sonne herauf, und ein Meer von goldenem Licht umfloß ihre waldbedeckten Häupter, hinter denen allen das Riesenhaupt des Schneebergs sich erhob, auf dessen kahlem Scheitel, wie auf dem eines Ahnherrn aller dieser niedrigen Höhen, Schnee im Abendscheine glänzte. Linker Hand schimmerten von fern die festen Burgen Sebenstein und Pütten von ihren Anhöhen herab, näher um die Stadt breiteten sich Felder und anmuthige Auen aus, und von der Seite gegen Ungarn her schimmerten die Zelte des weitgedehnten Lagers, und die aufgepflanzten zahlreichen Banner, die der Abendwind rauschend bewegte. Der glühende Schein überstrahlte des Herzogs Gestalt. Sein reich mit Gold durchwirktes Oberkleid, und die Fülle seiner Locken, auf Schultern und Brust herabrollend, gaben in dieser Beleuchtung seinem königlichen Wuchse, seinen eben so edlen als feurigen Zügen etwas überaus Herrliches, und mit Bewunderung schauten ihn seine Ritter, wie er im Gefühle seiner Würde und Macht, das schöne vor ihm ausgebreitete Land, sein Land, das ihm gehorchte, das sein Arm schützte, mit Wohlgefallen betrach-

tete, und mit ihnen über die Vorzüge seines Erbreiches, über die Streitkräfte, die dort vor ihm ausgebreitet waren, und über den bevorstehenden Angriff auf Bela sprach. Vor allen betrachtete ihn Offterdingen mit steigender Lust; des Sängers Herz entglühte, Vieles bewegte sich in seinem Geiste, leise Stimmen erklangen, Worte, Zeilen reihten sich an einander, es trieb ihn eine innere Gewalt, er eilte fort, hohlte sich seine Laute, und bath den Herzog um Vergunst, ihm ein Lied zu spielen. Dann streckte er sich auf den Schämel zu seines Herrn Füßen hin, griff in die Saiten und sang, indem er sein Gesicht gegen die Berge und das Gluthmeer hinter ihnen wandte, also:

Der Abend sinkt vom Himmel,
Wie ist es still und hehr!
Gleich einem Garten lieget
Das weite Land umher.

Hier thürmen sich die Berge,
Vertraut mit Sturm und Blitz,
Dort schauen stolze Burgen
Herab vom Felsensitz.

Und zwischen festen Städten,
Wo Thurmesspitzen glühn,

Da streckt, von Wild durchwimmelt,
Der Föhrenwald sich hin.

Und alles ist umflossen
Von rosig goldnem Licht,
So schön war es am Morgen,
Am heitern Mittag nicht.

Wozu die hohe Feyer,
Die Farbenpracht wozu?
Der Fürst des Tages sinket
Den Bergen scheidend zu.

Ein Held, hat er durchlaufen
Die Strahlenhelle Bahn,
Hat Alle rings gesegnet,
Und Allen wohlgethan.

Nun ist sein Werk vollendet,
Vollbracht des Tages Last,
Und Gold und Purpur decket
Die Stelle seiner Rast.

Er sinkt hinab, da breitet
Sich übers Land die Nacht;
Wo ist der Rosenschimmer,
Wo ist der Farben Pracht?

Verschwunden all, verschwunden,
Von Finsterniß bedeckt,
Bis es ein neuer Morgen
Zu neuem Glanze weckt.

Mit lebhaftem Vergnügen hatten die Ritter und der Herzog mit ihnen dem Liede zugehört; aber Friedrich war gegen das Ende ernster geworden, das Feuer seines Heldenblickes verdüsterte sich, die freudige Lebhaftigkeit seiner Züge ging in tiefes Nachsinnen über.

Ein schönes Lied, lieber Meister, sagte er endlich: Aber warum hast du seinen Schluß so ernst gemacht? Warum lässest du das herrliche Tagesgestirn in seinem Glanze, uns gleichsam wie am Rande seines Grabes schauen?

Offterdingen war aufgestanden, als der Herzog die Rede an ihn wandte, er sah den Fürsten an, und fühlte sich betroffen von dem überaus düstern Ausdrucke, den dessen Züge angenommen hatten. Schnell fielen ihm die Todesahnungen ein, die Friedrich schon so lange begleiteten, und eben so schnell und tief ergriffen ihn Trauer, Beschämung und gerechte Sorge, dem geliebten Herrn mißfallen, und jene unseligen Vorgefühle durch einen unüberlegten Sinn seiner Worte, zu dem ihn die Empfindung unbewußt fortgerissen, bestärkt zu haben. Eine gähe Purpurgluth bedeckte seine Züge, er versuchte es, etwas zu sagen, seine Lippen brachten nur unzusammenhängende Worte hervor, und sein ganzes

Wesen zeigte von Verwirrung und Schmerz. Friedrich ward dieß gewahr, er sah Offterdingens Angst, und schnell war die erste düstere Aufwallung besiegt. Freundlich klopfte er den Meister auf die Schulter und sagte: Sey nicht so ängstlich, lieber Heinrich! Wir zürnen dir nicht, und wissen gar wohl die Bilder, zu denen die Eingebungen deiner Muse dich hinreißen, von überlegten Andeutungen zu unterscheiden. Auffallend bleibt es aber doch, setzte er leiser hinzu, indem er sich zu Bernhard von Preußl wandte, der hinter seinem Stuhle stand, daß den Meister gerade heut der Sonnen-Untergang so ahnungsvoll an das Sterbelager eines Helden und Fürsten erinnern mußte.

Der Preußler war eben im Begriff, die Rede des Herzogs nach seiner ruhigen Ansicht verneinend zu beantworten, als ein bestäubter Reiter im schnellsten Trabe erblickt wurde, der von der Seite des Lagers her gegen die Stadt sprengte. Was ist das? Was gibts da? rief der Herzog, sprang auf, und sandte einen aus den Rittern fort, die ihn umgaben, um dem Bothen entgegen zu gehen. Es währte nicht lange, so kam der Abgeschickte mit dem Marschall Künring und jenem bestäubten Bothen wieder, der im Schloß abgestiegen war.

Die Bothschaft war von Herrn Heinrich von Lichtenstein aus dem Lager — eine zuverlässige Nachricht, daß Bela mit seinem Heere im Anzug sey, daß die Kriegsrüstungen der Deutschen ihn wahrscheinlich bestimmt hätten, seinen Plan zu verändern, und den Angriff des Herzogs nicht abzuwarten. In sechs und dreißig Stunden konnte er an der Grenze seines Reiches erscheinen. Friedrich ergrimmte, er hatte so fest darauf gerechnet, die Ungarn in ihrem Lande zu überfallen. Nun war nichts zu thun, als sie in der festen Stellung hinter dem Leythastrom zu erwarten. Schnell wurden die Feldobersten zusammen berufen, der Kriegsrath währte lange und war stürmisch, Friedrich wußte mit seiner Gluth und Ungeduld Viele zu beseelen, Andere zu schrecken. Aufbruch wurde beschlossen, morgen mit dem frühesten. Die Ungarn sollten ihn wenigstens in Schlachtordnung ihrer harrend finden, und wenn sie erst müde vom weiten Marsch noch nicht gesammelt und geordnet heranzögen, wollte er sich auf sie werfen, und sie so sicherer schlagen. So will ich, schloß Friedrich die feurige Rede, womit er, nachdem lange hin und her gesprochen, und über den besten Angriffsplan gestritten worden war, seine Gluth in die Seelen seiner Hö-

rer strömte — so will ich meinen Geburtstag, der übermorgen, am fünfzehnten Junius fällt, mit einem herrlichen Siege über den mir verhaßtesten aller meiner Feinde feyern. Hier die Mauern der treuen Stadt, worin ich an diesem Tage das Licht der Welt erblickt, die einst Zeugen meines Unglückes, aber auch meines Muthes gewesen, die mich öfters schon kämpfen gesehen, sollen nun auch schauen, wie ich diesen Bela in die Flucht jagen, und seine ganze Macht vernichten werde. Was kann er uns denn entgegenzusetzen haben, dieser arme Fürst, der erst durch den Muth und die Unterstützung einiger seiner Lehensmänner und der geistlichen Ritter wieder ein klein wenig das Haupt erheben kann, dessen Länder verwüstet, dessen Unterthanen erschlagen, oder von den Heiden in die Knechtschaft fortgeführt worden sind? Auf denn! Gebt keinen Zweifeln mehr Raum; die Sonne des morgenden Tages muß uns auf dem Wege zum Siege, die des nächstfolgenden als Sieger erblicken.

Dieser nächstfolgende Tag war angebrochen. Das österreichische Lager war unfern der Leytha aufgeschlagen; noch war es stille in demselben,

die Wachfeuer meist zur Gluth zusammen gesunken, nur der Schritt der einzelnen Wachen, die in ihrem Posten auf und nieder schritten, und hier und da das Gewieher eines Pferdes, das außer den Zelten angebunden stand, unterbrach das Schweigen. Noch schlief der Herzog auf seinem Lager, und ein unruhiger Traum schien ihn zu bewegen, als Künring in das Zelt trat, um ihn, seinem Befehle gemäß, vor Aufgang der Sonne zu wecken. Friedrich fuhr empor, er starrte den Marschall wild an, ohne ihn sogleich zu erkennen. Dann faßte er sich. Ach, bist du es, Künring? sagte er: Nun, wie stehts? Lassen sich die Ungarn schon sehen?

Die Sonne ist noch nicht herauf, erwiederte Künring, die Dämmerung eben gewichen, noch scheint Alles still.

So laß uns eilen, laß die Trompeten ertönen, die Mannschaft soll sich waffnen, und jeder Haufe sich zu seinem Banner sammeln.

Ihr seyd doch wohl, gnädigster Herr? fragte Künring, indem sein Blick sich besorgt auf den Herzog heftete.

Warum? Mir fehlt nichts.

„Euer Auge ist trübe, gnädiger Herr, und als ich ins Zelt trat, hörte ich euch im Schlafe stöhnen.“

Es ist nichts! Ein schwerer Traum! Ich war in der Schlacht, mein Roß stürzte, ich lag darunter, und konnte mich nicht emporarbeiten.

„Gnädiger Herr! Werdet ihr dem alten Diener, der schon eure Kindheit kannte, eine Warnung und Bitte zu gute halten?“

Was ists? Rede! antwortete Friedrich ungeduldig.

Ihr gönnt euch zu wenig Ruhe. Vorgestern kamen wir in der Neustadt an. Abends hieltet ihr Kriegsrath, der tief in die Nacht dauerte; gestern brachen wir mit dem frühesten Morgen auf, und lagerten hier, und ich hörte euch noch nach Mitternacht im Zelte auf und abgehen. Ihr seyd in voller Manneskraft, euer Blut rollt rasch, solch eine Lebensart muß es erhitzen, und von dieser Erhitzung kommen die schweren Träume, der verdüsterte Blick —

Meinst du? fragte der Herzog mit ungewissem Tone: Deine Absicht ist gut, und so will ich dir dein altes Weibergewäsch verzeihen. Mich dünkt, mein schwerer Traum und mein verdüsterter Sinn kommt wohl von etwas Anderm. Offterdingen ist ja mit uns gezogen? fragte er, plötzlich abspringend.

Ich habe ihn selbst mit seiner Schaar ins Lager einreiten sehen, er war einer der Letztern.

„Sein Lied, das er uns vorgestern sang, war schön, aber wunderlich.“

Ihr denkt dessen noch, gnädiger Herr?

„Es hat mich ergriffen. Er meinte es wohl nicht so, es war aber, als flössen die Worte ihm unwillkührlich von den Lippen.“

In dem Augenblicke tönte Trompetengeschmetter, und gleich darauf wurde es ringsum lebendig.

Das ist der Lichtenstein! rief Friedrich: Der denkt wie ich, und ist früh heraus.—Er rief seinen Dienern, sie kamen und waffneten ihn. Künring eilte zu seinen Schaaren, es ward überall rege und laut im Lager. Die Sonne ging über den unabsehbaren Ebenen auf, die sich hinter der Donau und Leytha gegen Osten hinstrecken, bald war das ganze Heer schlagfertig, und jeder Haufen unter seinem Banner gesammelt, der Befehle des Herzogs, oder eigentlich Lichtensteins, gewärtig, dem der Herzog die Ausführung dessen übertragen hatte, was er angeordnet.

Jetzt trat der Herzog aus seinem Zelte, ganz gewaffnet, das Visier aufgeschlagen, und sein etwas trüber Blick, den Viele, welche ihm näher standen, wohl bemerkten, klärte sich auf,

wie er die wohlgerüsteten Schaaren überblickte, denen Streitlust und Muth aus den Augen, aus der ganzen Haltung sprach. Nun ordnete Lichtenstein die Schlacht, und kaum stand jede Abtheilung an ihrem Platz, als eine aufwirbelnde Staubwolke jenseits des Stromes die Ankunft des ungarischen Heers verkündete. Lustig jubelten die Deutschen, die Trompeten schmetterten, die Rosse wieherten der Morgenluft entgegen, der Feind war da!

Bela hatte ebenfalls Kunde erhalten, daß die Österreicher schon bey Neustadt versammelt wären, er dachte ihnen zuvorzukommen, über die Leytha zu setzen, und sie zu überfallen. Ein unfreywilliger Schauer befiel ihn, als ein Bothe, von dem Führer des Vortrabs zurückgesendet, dem König meldete, die Deutschen stünden in Schlachtordnung hinter der Leytha aufgestellt. Es war nichts anders zu thun, als den Fluß in ihrem Angesichte zu übersetzen, oder sich zurückzuziehen. Halb war Bela bereits zum letzten entschlossen. Frangepani feuerte ihn an, vorzurücken, er stellte ihm den Triumph, den Hohn des Herzogs und seiner Deutschen vor, wenn das zahlreiche und wohlgerüstete Heer der Ungarn, ihren König an der Spitze, noch ehe sie den Kampf ver-

sucht, die Flucht ergreifen sollte. Bela ermannte sich, die Schaarenführer wurden versammelt, schnell Rath gehalten, und der Übergang über die Leytha im Angesicht des Feindes mit Muth und im Gefühle der Nationalwürde beschlossen. Friedrich freute sich ungemein, als er dieß vernahm; es war die erste frohe Regung, die seinen heut, er wußte selbst nicht wodurch, verdüsterten Sinn erheiterte. Die Ungarn rückten an. Sie fingen an den Fluß zu übersetzen. Ungehindert ließen Friedrich und Lichtenstein den größern Theil des Heers herüberziehen, und sich am Ufer aufstellen. Dann fielen sie sie an, die Ungarn kämpften tapfer, aber bald neigte sich der Sieg auf des Herzogs Seite, die Feinde wichen überall. Viele machten Anstalt, über die Leytha zurückzugehen. Lichtenstein drängte sie hart, endlich war der Kampf entschieden, die Ungarn geschlagen. Sie zerstreuten sich überall hin, und suchten ihr Heil in der Flucht. Der Herzog, in der Freude seines Triumphs, ließ sich von seiner Hitze hinreißen, selbst einen Trupp Flüchtlinge zu verfolgen. Es waren meist Kumanen, die wie die Parther gewohnt sind, im Fliehen zu kämpfen, und rückwärts weichend, ihre Pfeile abzuschießen. Ein ungarischer Ritter, den sein mit Gold beset-

ter Pelz, der Reigerbusch des Calpaks, der prächtige Säbel als einen Vornehmen bezeichnete, und ein Paar Knechte befanden sich mitten unter diesen Heiden. Friedrich erkannte den Ritter nicht, denn der Staub der Schlacht hatte des Ungars Züge entstellt; er aber blickte einmahl im schnellen Ritte um, und erkannte an dem wallenden weiß und rothen Federbusch, an der Herzogskrone auf dem Helm, seinen eigentlichen Feind. Frangepani — denn er war es — hielt den dampfenden Rappen an, ein Sturm von streitenden Leidenschaften erhob sich in seiner Brust, der Herzog war beynahe allein, sein ungestümer Eifer hatte ihn jede Vorsicht vergessen lassen. Der Augenblick der Rache war da. Während der Schlacht hatte Frangepani, der Bitte des sterbenden Bruders eingedenk, das rachedürstende Herz bezwungen, und vermieden, mit Friedrich persönlich zusammen zu treffen. Aber jetzt? War es nicht, als lieferte ihn sein böses Geschick dem Feinde wehrlos in die Hände? Und dieser sollte zögern, schonen? Der Herzog war nun ganz nahe, er erkannte ebenfalls den Ungarischen Ritter, und wenn vorher der bloße Gedanke, einen Vornehmen aus den Reihen der Gegner zu fällen, ihn angetrieben hatte, den Fliehenden zu verfolgen, so jauchz-

te sein Inneres auf, wie er den Verführer der Schwester erkannte. Er rief ihm zu, er spornte hitzig sein Pferd, es brauchte nur eines Satzes, um Frangepani zu erreichen. Dieser hielt sogleich, und stand dem Angriffe, aber noch einmahl erschienen ihm des sterbenden Bruders Züge, sein bittendes Auge. Schon wollte er diesem willfahren, den dampfenden Rappen wieder umwenden zur Flucht, da traf der Pfeil eines Kumanen Friedrichs Streitroß mitten in die Brust. Von wüthendem Schmerz ergriffen stieg es empor, bäumte und überschlug sich sammt seinem Reiter, der zu Boden stürzte, und sich unter der Last des Pferdes nicht hervorarbeiten konnte. Dieser Anblick riß Frangepani über jede Bedenklichkeit hin, der Feind war ja schon besiegt, es bedurfte nur einen Stoß, und er war auch erlegt. Zitternd vor Racheluſt und wilder Freude sprengte Frangepani hervor, rief dem Herzog, der sich eben aufzurichten bemühte, und dem der Helm entfallen war, zu: Kennst du mich, Friedrich? Ich zahle eine alte Schuld, und stieß ihm wüthend den Speer durchs Auge ins Gehirn, daß der Herzog mit einem Schrey zurückstürzte, und auf der Stelle todt niedersank. 4)

Frangepani, beynahe bestürzt über das un-

vermuthete Gelingen seines wilden Wunsches, blieb zu Pferde neben dem gefallenen Feinde stehen, und betrachtete mit einer Lust, die nicht ohne Grauen war, das Werk seiner Rache. Noch stand er, vergessend was um ihn geschah, als einige Reiter auf die Unglücksstelle zusprengten. Offterdingen war es, der sich in der Schlacht nie weit von dem Herrn gehalten hatte, und der gewahr worden war, welcher Gefahr sich dieser in tollkühnem Muthe bloßstellte. So wie er sich Bahn durchs Gedränge machen konnte, eilte er, von Einigen aus seinen Leuten begleitet, dem Herrn nach, um ihn nicht hülflos zu lassen. Beynahe hatte er ihn erreicht, als jener Pfeil des Kumanen des Herzogs Pferd traf. Das Übrige war das Werk weniger Augenblicke, und Offterdingen Zeuge des furchtbaren Ereignisses. Er sah den Herzog unterm Pferde liegen, Frangepani wüthend herbey sprengen, den Todesstoß führen, und wie ihn Offterdingen erreichte, war Friedrich schon verschieden. Starr stand der treue Sänger an der Leiche seines Herrn, den er zu retten sein Leben freudig hingegeben hätte; dann erhob er den Blick, betrachtete den Mörder und erkannte ihn. Schnell fiel ihm jene erste Zusammenkunft vor der Herberge an der Fischa ein; die

Ausforderung, die er ihm damahls zugerufen, und die noch nicht gelöset war. Frangepani! rief er ihm zu: Du bist mir noch Genugthuung schuldig. Erkennst du den Pilger von Fischament?

Frangepani schaute den Ritter wild an, und erkannte ihn. Jener Abend, die Erinnerung an seinen Bruder, stand auf einmahl lebhaft vor ihm; er erblaßte, ein unfreywilliger Schauer überfiel ihn.

Du hast meinen Herrn erschlagen! rief Offterdingen jetzt mit dem Tone des heftigsten Schmerzes: Du mußt von meiner Hand sterben! Wehre dich! Bey diesem Worte zückte er das Schwert, und sprengte gegen Frangepani. Dieser hatte sich rasch ermannt, und seine alte Kraft wiedergefunden; aber Offterdingen, von Schmerz und Treue, Rachgier und Ehre beseelt, ließ den Kampf nicht lange zweifelhaft. Frangepani stürzte unter seinen Streichen; die alte Schuld war ehrenvoll getilgt, der Herzog gerächt; aber das Leben kehrte nicht wieder in diese edle Gestalt, diese Augen öffneten sich nicht wieder dem Lichte, Österreich war verwaiset! Mit diesen Gefühlen warf sich Offterdingen bey dem Ermordeten nieder und ließ seinem Schmerze freyen Lauf, als ein anderer Haufe, Pottendorf an der Spitze, von der

Verfolgung des völlig geschlagenen Feindes zurückkehrend, heransprengte, um dem Herzog die Siegesbothschaft zu bringen. Sie kamen, und fanden seine Leiche.

Ein ungeheuchelter und tiefer Schmerz bemächtigte sich aller, die Zeugen des traurigen Schauspiels waren. Offterdingen erzählte mit wenig Worten, was geschehen, und zeigte ihnen den erschlagenen Frangepani. Pottendorf aber befahl, daß die Unglücksbothschaft vor der Hand dem Heere verheimlicht werden solle, damit der geflohene Feind sie nicht erfahre, vielleicht kühne Hoffnungen darauf gründe, und es wage, über die Schaaren, die ihn erst besiegt, jetzt, da des Fürsten Tod sie entmuthigt, herzufallen. So wurde die Leiche unter dem Wehklagen der Getreuen, welche sie umgaben, auf eine schnell geflochtene Bahre gelegt, und Offterdingen geleitete sie nach Neustadt, wo sie einstweilen beygesetzt wurde. Dann führte Lichtenstein das siegreiche Heer ins Lager zurück, und jetzt erst, wo der große Verlust, den sie erlitten, nicht mehr verheimlicht werden konnte, weil Alles nach dem Herzog fragte, wo er bleibe? wo er zuletzt gekämpft?—jetzt erst wurde die Trauerbothschaft bekannter, dämpfte schnell jede stolze Siegesfreude, und erfüllte jedes Herz

nicht bloß mit Kummer über den Tod des hohen Fürsten, sondern auch mit gerechter Sorge für das Schicksal des Landes, das er verwaiset, herrenlos, und von lüsternen Feinden umringt, zurückließ.

Am Abend kam Offterdingen bleich, erschöpft von seiner heiligen aber schmerzlichen Pflicht, ins Lager zurück. Er hatte die blutige Hülle des geliebten Herrn der Obsorge der frommen Geistlichen übergeben, er hatte den letzten Abschied von der theuren, einst so herrlichen Gestalt genommen, und sein Schmerz hatte während des Zurückreitens sich, wie alle Empfindungen seiner Brust, als ein Lied gestaltet, das er, als nun die Nacht den Schauplatz all der rühmlichen und schrecklichen Thaten, welche heute geschehen waren, mit ihrem Schleyer verhüllte, und nun kein Morgen mehr kam, der den Fürsten von Österreich auf seinem letzten blutigen Lager weckte, mit leisen Tönen vor seinem Zelte in die Laute sang. Bald sammelten sich einige der Ritter um ihn, horchten den traurigen Klängen, und empfanden mit dem Sänger noch einmahl allen Schmerz,

der sie bey der Nachricht von Friedrichs Tode ergriffen.

Breit den Mantel aus, o Nacht!
Senkt euch nieder, schwarze Schatten,
Hüllt in Finsterniß die Matten,
Löschet aus der Sterne Pracht!
Fürder soll kein Tag mehr scheinen,
Keiner unsern Jammer schaun,
Nur in Dunkelheit und Grau'n,
Erd und Himmel mit uns weinen!

O, was kann die Sonne sehn,
Wenn sie aufgeht diesen Fluren,
Als des Mordes blut'ge Spuren,
Und den Frevel, der geschehn!
Unsers Landes Fürst erschlagen,
Unser Stolz und unser Hort,
Wie der edle Siegfried dort
Auch durch einen bösen Hagen!

Warum mußt es also seyn?
Warum konnt' ich ihn nicht schützen,
Nicht für ihn mein Blut verspritzen,
Mich für ihn dem Tode weihn?
O wie gern wär' ich gestorben,
Für den theuern hohen Herrn!
O wie hätt' ich ihm so gern
Leben durch den Tod erworben!

Doch — Gott hat es nicht gewollt!
Und wir müssen still uns beugen,
Tief die Stirn im Staube neigen,
Ob die Thrän' auch bitter rollt.
Wenn noch etwas Trost mir spendet,
Ist es, daß mein gutes Schwert,
Das sich nie so treu bewährt,
Ihm den Mörder nachgesendet!

Und nun soll es künftig ruhn.
Traurig berg' ich's in der Scheide.
Was ist nach Verlust und Leide,
Wie das unsre, wohl zu thun?
Auch kein Lied will ich mehr singen
Und an meines Herren Gruft,
Still in stiller Grabesluft,
Soll mein Saitenspiel verklingen.

So hatte Friedrich der Streitbare, der letzte Fürst aus dem Hause der Grafen von Babenberg, sein Leben und seinen Stamm geendet, in dem Augenblicke, wo ein neuer Sieg ihn krönte, wo seine kühnsten Bestrebungen immer glücklicher gelangen, wo er die Hoffnung nähren durfte, noch weiter zu gelangen, und eine Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Es kam nun darauf an, seiner Mutter und Schwester den

traurigen Fall zu berichten, ehe das Gerücht es auf ungeziemende Weise that. Seine Großen beriethen sich deßhalb. Lichtenstein und Preußl waren im Lager nothwendig; Künring, der in der Schlacht verwundet worden war, fand sich nicht durch diese Wunde, die unbedeutend war, aber durch seinen Schmerz um den geliebten Herrn, der den bereits alternden Mann aufs tiefste beugte, außer Stande, diese Bothschaft zu übernehmen. Es wurde daher beschlossen, daß Pottendorf und Offterdingen reiten, und den Fürstinnen die Nachricht vortragen sollten, weil man von diesen beyden erwartete, daß sie den mißlichen Auftrag aufs schonendste und anständigste vollziehen würden. Die übrigen Ritter geleiteten, nach einer Verordnung, die sie den Herzog in frühern Tagen oft hatten aussprechen hören, seine Leiche nach Heiligenkreuz, wo sie an der Seite seiner ersten Gemahlinn, der geliebten Gertrud von Braunschweig, zur Ruhe bestattet wurde. Noch bewahrt das düstere Capitelgewölbe sein Grab, auf dem des Helden Gestalt, lebensgroß in Stein gehauen, ruht. Durch die Mißhandlungen der Türken, bey ihren Einfällen in Österreich, wurde das Bild schändlich verstümmelt, aber an der Wand ist ein Gemählde zu sehen, das ihn an

der Seite derselben Gertrud vorstellt, ganz gewaffnet, das Banner seines Landes im Arm, im Hintergrunde den Hergang seines Todes.

So vorsichtig Pottendorf sich seines traurigen Auftrages entledigte, so brachte er doch eine höchst nachtheilige Wirkung auf das Herz der längst durch Gram und Sorge gebeugten Mutter hervor. Sie vermochte nicht, den Schmerz zu ertragen, und den einzigen, so herrlichen Sohn zu überleben. Der mürbe Lebensfaden riß; acht Tage nach seinem Tode folgte sie ihm in jene Auen des Friedens, wo wahrscheinlich auch er endlich, nach so vielen Anstrengungen und Kämpfen, Ruhe fand. Noch ein Herz brach durch die Bothschaft seines Todes — Melisendens — die diese Nachricht unvorbereitet vernahm, und deren vielfach von Leidenschaften und Schmerzen aufgeriebene Kraft diesem schwersten Schlage des Geschickes nicht zu widerstehen vermochte. Nur kurze Zeit vorher hatte Emerichs blutiges Ende sie aufs heftigste erschüttert; die Nachricht von Friedrichs Tode vollendete, was so viele Ereignisse vorbereitet hatten, und sie, die in manchem Augenblicke gerechter Entrüstung und bitterer Klage

gegen ihn gewähnt hatte, ihn zu hassen, sie erkannte jetzt an dem unsäglichen Schmerz, womit sein Tod sie ergriff, wie heiß sie ihn noch geliebt, wie ihr Leben und Fühlen mit dem seinigen verwachsen war! Eine kurze Krankheit lösete die schwachen Fäden, womit dieser gequälte Geist an seiner morschen Hülle hing. Doch hatte eine aufrichtige Reue ihr so viel vom Himmel verdient, daß ihr Tod sanft und schmerzlos war, und ihre Schwestern hoffen konnten, daß der Frieden, welchen sie hier nie gekannt, sie jenseits beglücken werde.

Ihr Tod gab ihrem Gemahl die unbestrittene Freyheit, mit seiner Hand nach Belieben zu schalten, und er machte, sobald die Erschütterung, welche diese Nachricht in ihm trotz allem Vorhergegangenen erregte, und sein eignes Gefühl es ihm erlaubte, den Gebrauch davon, den die Leser errathen können. Er warb förmlich und mit großer Feyerlichkeit bey der verwitweten Königinn, welche nach Theodora's Tod den Schutz Bertha's übernommen hatte, um seine Braut; aber er führte sie dann still und geräuschlos in seine Burg. Die Zeiten, welche für sein Vaterland, und bald darauf auch für Deutschland anbrachen, erlaubten keinem Manne, der warm

für Beyde fühlte, sich fröhlichen Gefühlen oder Aussichten zu überlassen. Kaiser Friedrich zog Österreich als erledigtes Reichslehen ein, und setzte einen Grafen von Eberstein als Statthalter darüber. Alle nähern oder fernern Verwandten des verstorbenen Herzogs erhoben ihre Ansprüche an das verwaisete Land. Alle suchten sich Anhang darin zu machen, Einer es dem Andern zu entreißen. Die unglückliche Margarethe, nachdem sie Alles verloren, was ihr auf Erden theuer war, verließ das Vaterland, in welchem nur noch Gräber einigen Werth für sie haben konnten, begab sich nach Trier und nahm den Schleyer, ohne jedoch noch die Gelübde abzulegen. Nachdem Österreich noch lange der Spielball streitender Interessen gewesen; nachdem auch Kaiser Friedrich in Bann und Acht gestorben, sein Sohn Konrad ihm auf den Kaiserthron und bald ins Grab gefolgt war, und der letzte Hohenstaufe, jener von Mit- und Nachwelt betrauerte Konradin, durch einen Frangepani an seinen Feind Carl von Anjou verrathen, auf dem Blutgerüste geendet hatte, warf sich der böhmische Prinz Ottokar zum Herrn von Österreich auf, und suchte seine schwankenden Rechtsansprüche durch die Vermählung mit des letzten Babenbergers älte-

ster Schwester, mit der unglücklichen Margarethe, zu unterstützen. Sie zeigte den größten Widerwillen gegen eine Heirath, welche schon durch den Abstand der Jahre, der alternden Frau an der Seite des jugendlichen Fürsten, kein Glück versprach; aber die Stände des Landes drangen in sie, weil sie sich von dem muthigen Böhmenfürsten kräftigen Schutz und ein Ende ihres ungewissen Schicksals versprachen. Margarethe willigte endlich ein, sich für ihr Land zu opfern, sie reichte Ottokarn die Hand. Was sie vorhergesehn, ward erfüllt; er achtete ihrer nicht mehr, sobald er das Land, das sie ihm zubringen konnte, besaß; verstieß sie, und sie führte nun den Plan aus, den sie einst gehegt, die Burg Krumau in jener einsamen Wildniß zu kaufen. Sie ließ Pottendorf rufen, der in einer glücklichen Ehe bereits Vater mehrerer Kinder war, und sprach mit ihm über ihr Vorhaben. Gern trat ihr Ulrich ein Eigenthum ab, das ihm nur traurige Erinnerungen both, und Margarethe bewohnte fortan das einsame Schloß, bis der Tod ihrem vielgeprüften Leben ein Ende machte, und sie endlich nach so manchen Stürmen ihren Ruheplatz unfern vom geliebten Vater, in der Stiftskirche von Lilienfeld fand.

Österreich beseufzte unter dem harten Regiment Ottokars, und voll innerer Zwistigkeiten, in vergeblichem Schmerz den Verlust eines Herrschers wie Friedrich, den es dennoch, so lange er lebte, oft verkannt und sich öfters widerspänstig gegen ihn bezeigt hatte. Es theilte das Schicksal des deutschen Reiches in dieser schrecklichen, der kaiserlosen Zeit, bis endlich wunderbare Fügungen der Vorsicht eben jenen Grafen von Habsburg, dessen diese Blätter erwähnen, auf den Thron der Hohenstaufen führte, die Prophezeyung, die man von ihm erzählt, sich bewahrheitete, er mit weisem Sinn und fester Hand die verworrenen Zügel der Herrschaft über Deutschland ergriff, und auch über Österreich Tage der Ruhe und des Friedens herauf führte, in denen die alten Wunden heilen, und das zerrüttete Land wieder zu seiner vorigen Blüthe sich erheben konnte.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Anmerkungen.

1) Der Einfall der Mongolen in Ungarn, Pohlen und Schlesien, die Schlacht bey Liegnitz, mit allen ihren hier berührten Umständen, so wie Alles, was auf diese Begebenheiten in Ungarn Bezug hat — die Verwüstung der Länder, Bela's Flucht mit seiner Familie nach Österreich, der Mongolen Gesandtschaft an Herzog Friedrich, die Siege bey Ollmütz und Neustadt sind geschichtlich.

2) Die Fehde wegen der Waldecker, die Einnahme von Obernberg und Ebersberg, und Herzog Friedrichs Bruch mit Otto, sind geschichtlich.

3) Herzog Friedrich der Streitbare, der letzte seines Stammes, fiel durch einen Frangepani. Nicht lange darnach ward der letzte Hohenstaufe, der unglückliche Conradin, von einem Frangepani in Italien an Karl von Anjou verrathen, und mit seinem Vetter Friedrich von Baden = Österreich, einem Seitenverwandten der Babenberger dem Tode auf dem Blutgerüste über-

liefert. Der letzte Frangepani aber fiel in Folge einer Verschwörung, die er unter Kaiser Leopold dem Ersten, in Ungarn angezettelt, in der Neustadt durch Henkers Hand.

4) Herzog Friedrichs Tod erfolgte ganz so, wie er hier geschildert ist, in der für ihn siegreichen Schlacht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Friedrich der Streitbare

Bd.: 4

Wien (1831)

P.o.germ. 1077-43/44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116272-7